



Volksbund *Forum*  
.....

# Was kümmert uns der Krieg von gestern?

Perspektivenwechsel im Gedenken  
an die Toten der Weltkriege

Symposium  
25. November 2010  
Hessischer Landtag  
Plenarsaal

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.  
Kassel 2015



# Inhalt

## Vorwort

<i>Volksbund Hessen</i>	5
-------------------------	---

## Begrüßung und Eröffnung

<i>Norbert Kartmann</i>	9
<i>Reinhard Führer</i>	15
<i>Karl Starzacher</i>	22

## Forum I:

### Braucht die Gesellschaft öffentliche Erinnerung? Welche öffentliche Erinnerung braucht die Gesellschaft?

<i>Meinhard Schmidt-Degenhard (Moderation)</i>	34
<i>Harald Welzer</i>	37
<i>Martin Berg</i>	47
<i>Hermann Düringer</i>	56

## Forum II:

### Erinnerung als Bildungsprozess

<i>Matthias Arning (Moderation)</i>	66
<i>Astrid Messerschmidt</i>	69
<i>Dietrich Daniel Gaede</i>	81
<i>Monica Kingreen</i>	91



### Forum III:

#### Erinnern in Europa? Erinnern für Europa?

<i>Werner D'Inka (Moderation)</i>	105
<i>Susanne Popp</i>	108
<i>Falk Pingel</i>	121
<i>Krzysztof Ruchniewicz</i>	133

#### Perspektiven für die Arbeit des Volksbundes

<i>Rolf Wernstedt</i>	145
<i>Karl Starzacher</i>	159

#### Anhang

<i>Autorinnen und Autoren sowie Moderatoren</i>	162
---	-----

<b>Bisher in dieser Reihe erschienen</b>	174
--	-----

<b>Impressum</b>	176
------------------	-----





# Vorwort





## *Volksbund-Landesverband Hessen*

---

Diejenigen, die den Zweiten Weltkrieg miterlebt haben, sei es als Kinder oder Erwachsene, hat die Erinnerung daran ihr weiteres Leben lang begleitet. Für die allermeisten ist die persönliche Erinnerung an den Krieg mit Trauer verbunden, hatte 1945 doch fast jede Familie in Deutschland Verluste zu beklagen. Was für die Erlebnisgeneration und deren Kinder noch Teil der Biographie war, wirft für nachfolgende Generationen indessen Fragen auf:

Welche Erinnerung an die Vergangenheit soll künftig bewahrt werden, und warum überhaupt? Was kann die Erinnerung an die Kriegstoten von damals noch für Gegenwart und Zukunft bedeuten?

Die private Trauer um eigene Angehörige, die im Krieg starben, unterscheidet sich vom öffentlichen Gedenken an sie. Denn das öffentliche Erinnern verweist auf die kollektive Bedeutung von Geschichte, indem es daran appelliert, bestimmte Lehren aus den Kriegserfahrungen im Gedächtnis der Gesellschaft zu bewahren. Dies setzt voraus, dass eine gesellschaftliche Diskussion über Geschichte geführt und eine Einigung auf die gültigen Deutungsmuster erzielt wird.





In den sechziger Jahren setzte mit den großen KZ-Prozessen ein öffentlicher Reflexionsprozess zur jüngsten Vergangenheit ein, der die Aufmerksamkeit auf die Opfer der nationalsozialistischen Herrschaft lenkte. Die moralische Verpflichtung zur Erinnerung an den Holocaust wurde in der gesellschaftspolitischen Auseinandersetzung über die Zeitgeschichte zum Kristallisationspunkt der öffentlichen Gedächtniskultur, und dies nicht allein in Deutschland.

Ohne Zweifel wird im Rückblick auf das 20. Jahrhundert der „Zivilisationsbruch“, den Auschwitz und der nationalsozialistische Vernichtungskrieg bedeuten, einen herausragenden Platz im öffentlichen Gedenken einnehmen. Besteht ein vergleichbar übergeordnetes Erinnerungsgebot auch gegenüber den Toten der Weltkriege, also den Soldaten und zivilen Opfern? Sollte in einem öffentlichen Gedenken weiterhin an sie erinnert werden?

Das Gedenken an diese Toten steht heute in ‚Konkurrenz‘ zu den Opfern aktueller kriegerischer Konflikte: Deutschland hat mit dem Einsatz in Afghanistan gefallene Soldaten zu beklagen. Warum soll man sich angesichts dieser Kriegstoten noch mit denen des Ersten oder Zweiten Weltkriegs befassen? Auch ist die deutsche Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten sehr viel heterogener geworden. Möglicherweise hat die veränderte Zusam-





mensetzung der Gesellschaft Konsequenzen für nationale und europäische Erinnerungs- und Gedenkkulturen. Falls ja, welche sind das?

Das Symposium fragt nach der Notwendigkeit und künftigen Relevanz der Erinnerung an die Kriegstoten für den Einzelnen, die deutsche Gesellschaft und das zusammenwachsende Europa. Welche Folgen hat der Umgang mit Geschichte für die Gestaltung der Orte von Trauer und Gedenken?

\*\*\*





# Begrüßung und Eröffnung







---

*Norbert Kartmann*

---

Sehr geehrter Herr Präsident Führer, sehr geehrter Herr Vorsitzender Karl Starzacher, meine sehr geehrten Damen und Herren Vertreterinnen und Vertreter des Volksbundes! Herzlich willkommen im Hessischen Landtag, in diesem noch sehr neuen Plenarsaal des hessischen Parlaments.

Ich hoffe, dass Sie einen guten Anreiseweg in das Land der Mitte der Bundesrepublik Deutschland gefunden haben. Ich denke, dass Sie sich unter Umständen die Frage gestellt haben: Wieso tagen wir im Plenarsaal eines Landtages? Wir haben doch mit Politik nichts zu tun. Meine Damen und Herren, das ist natürlich völlig falsch. Jeder Mensch in Deutschland, jeder Bürger hat mit Politik etwas zu tun, wenn auch nicht unbedingt mit Parteipolitik. Für uns Hessen ist dies der Raum für die Vertreter des Volkes und damit für das höchste Staatsorgan unserer Verfassung. Wir haben allen Anlass, Bürgerinnen und Bürger, die sich in Hessen oder, wie Sie, auch bundesweit für diese unsere Gesellschaft engagieren, in den Raum hineinzulassen, in dem ihre Vertreter sitzen. Sie gehören genauso hierher wie die Volksvertreter. Es gibt da nur ein Problem: Wenn die auch noch hier sitzen würden, hätten wir jetzt keinen Platz mehr.





Ich glaube, es ist ein Stück Symbolik, die ich versuche hier darzubringen. Wir versuchen auch, in diesen neuen Plenarsaal immer mal wieder solche Tagungen einzuführen. Die Tatsache, dass der hessische Vorsitzende des Volksbundes, lieber Herr Starzacher, in diesem Hause mal Präsident war, hat damit überhaupt nichts zu tun. Aber insofern gibt es eine Verbindung, und ich bedanke mich sehr, dass er gefragt hat, ob wir hier tagen können.

Ich begrüße Sie nochmals alle sehr herzlich zu einem spannenden Thema und möchte das mal kurz anreißen. Vor einigen Jahren, es ist etwa vier Jahre her, habe ich auf einem Soldatenfriedhof aus den Jahren 1906 bis 1912 mit den Grabsteinen gefallener deutscher Soldaten aus dem Kaiserreich gestanden. Es war eine etwas sandige Gegend und obwohl auf den Gräbern keine Pflanzen mehr waren, schien doch alles ganz in Ordnung, jedenfalls war alles neu gestrichen. Einige waren zwar etwas verfallen, aber immerhin. Es war in Namibia. Vor den Gräbern stand ein kleines Schild mit der Aufschrift: „Dieser Friedhof wird betreut vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.“ Ich habe damals viele Bilder gemacht, muss zu meinem Bedauern aber hinzufügen, dass ich sie inzwischen gelöscht habe. Das betrachte ich heute als einen großen Fehler. Aber das hindert mich nicht daran, es Ihnen trotzdem zu sagen. Denn an diesem Beispiel erkennt man, dass wir von einer weltweiten Arbeit





des Volksbundes reden können, vor allem gegenüber denjenigen, die sich mit der Materie nicht befassen oder die nicht im Bereich des Volksbundes tätig sind. Wenn Sie darüber nachdenken oder besser gesagt, wir darüber nachdenken – ich habe mich ja bereit erklärt, für die Arbeit des Volksbundes zu stehen –, dann haben wir als Volksbund eine gleiche Fragestellung zu erörtern wie wir sie insgesamt bei der Frage dieser Erinnerungskultur erörtern müssen. Denn das, was Sie wissen und was wir wissen, wissen leider Gottes immer weniger Menschen, vor allem weniger Jugendliche. Das heißt, die Arbeit des Volksbundes ist sozusagen in der Fragestellung der Erinnerungskultur genauso ein Teil des Diskussionsprozesses wie die Sache an sich.

Wir diskutieren in der Politik bei den Gedenktagen, die wir im Laufe eines Jahres haben, genau diese Fragestellung. Wir fragen uns, wie wir diese Erinnerung so lebendig halten können, dass sie auch Wirkung zeigt. Diese Fragestellung hat zunächst damit zu tun, dass diejenigen, die wir zu der Erlebengeneration zählen, weniger werden und irgendwann nicht mehr da sind und dass diejenigen, die davon profitieren sollen, dass sie aus der jüngsten Geschichte berichtet bekommen und daraus lernen sollen, die Möglichkeit haben, Beispielen und Objekten begegnen zu können. Das ist die Debatte, die uns immer dann, wenn wir Veranstaltungen machen oder wenn wir, wie ich, Lehrer und Pä-





dagogen sind, permanent beschäftigt. Das fängt ja schon mit der Frage an: Was schreibe ich in meine Rede zum Volkstrauertag hinein? Das sind Dinge, die müssen uns alle bewegen und nicht nur Sie. Das muss ja auch hinausgehen, gerade – wie eben gesagt – in die „pädagogische Ebene“. Es ist ja auch eine Frage von Pädagogik, von Didaktik, von Methodik, wie wir das tun, wenn ich mich mal in meinen alten Berufsjargon hineinbegeben darf. Insofern ist das, was Sie hier machen, vom Inhalt her eine wirklich gute Sache.

Wir haben in Deutschland eine vermehrte Möglichkeit geschaffen, an Orte des Grauens und des Schreckens zu fahren. Schulklassen, Schulen, Kreise, Gemeinden und Schulträger unterstützen, wenn auch mit bescheidenen Mitteln, solche Fahrten sowohl nach Buchenwald, nach Dachau oder nach Auschwitz, ein immer größer werdendes Ziel für solche Reisen zur Erinnerung. Insofern muss man das auch erlebt haben. Das, was ich beispielsweise auch mit Schülern vor und nach einem Besuch im Konzentrationslager Auschwitz erlebt habe, war für mich ausschlaggebend zu sagen: Es gibt letztendlich keine andere Möglichkeit, diese Erinnerungskultur hochzuhalten, als immer wieder zu berichten bzw. über die visuelle Wahrnehmung den Einstieg in diese Erinnerung zu gewährleisten. Das hat auch was mit Kriegen zu tun. Ein Soldatenfriedhof, meine Damen und Herren, ist der Einstieg





in die Frage: Was ist hier passiert? Wenn Sie diese Einstiegsfrage nicht haben, können Sie schlichtweg jede zielorientierte Vermittlung von Wissen vergessen. Und das wird immer weniger. Aber wir müssen versuchen, es über die Visualität hin zum Verstand zu installieren, es in die Ebene der Vermittlung hineinzubekommen.

Vieles könnte man noch sagen. Ich bin hier aber nicht der Referent, nicht der Moderator und auch nicht ein Teilnehmer der Diskussion. Ich wollte heute nur einmal darauf hinweisen: Es ist wichtig, dass Sie dieses Thema aufgreifen und dass Sie im Hinblick auf die vielen Dinge, die heute hier gesagt werden, schauen sollten, dass Sie auch das eine oder andere Ergebnis für diejenigen herausarbeiten, die am Ende in der konkreten Arbeit nicht nur des Volksbundes stehen, sondern überhaupt mit der Vermittlung von Wissen zur Erinnerung und damit der Verhinderung von Vergessen befasst sind. Das ist die ganze Kette, mit der Sie sich hier beschäftigen.

Ich bedanke mich herzlich bei allen, die sich heute hier in den verschiedenen Foren engagieren und hoffe sehr, dass Sie heute alle am Ende mit Erfahrungen nach Hause gehen, die Sie dann dort vermitteln können, wo Sie Ihr Tätigkeitsfeld haben.

Herzlich willkommen in Hessen, herzlich willkommen in Wiesbaden, herzlich willkommen im

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

13





Hessischen Landtag. – Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

\*\*\*





## *Reinhard Führer*

---

Herr Präsident, meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich möchte mich zuallererst bei Ihnen, Herr Präsident Kartmann, bedanken, dass Sie uns diesen Raum zur Verfügung stellen. Einen Plenarsaal, das weiß ich aus eigener Erfahrung, gibt man nicht so gerne her. Deshalb ist es eine besondere Ehre, dass wir heute hier tagen dürfen. Ganz herzlichen Dank dafür. Und ich möchte mich bei all denen bedanken, die mitgewirkt haben, dass wir heute dieses Symposium überhaupt durchführen können, natürlich zuallererst beim Landesverband Hessen und bei dessen Vorsitzenden.

Jeder von uns, der so etwas schon einmal mit organisiert hat, weiß, wie viel Arbeit dahinter steckt und wie viel Energie aufgewandt werden muss, um so etwas zustande zu bringen. Gleichzeitig möchte ich mich auch ausdrücklich bei allen Referenten und Diskussionsteilnehmern bedanken, denn auch das ist keine Selbstverständlichkeit, dass man einen Tag opfert, um mit uns zu sprechen und zu diskutieren. Ganz herzlichen Dank.

Meine Damen und Herren, vor 71 Jahren begann der Zweite Weltkrieg. Die 18-Jährigen von damals sind heute 89 Jahre alt. Und vor 65 Jahren endete der Zweite Weltkrieg und die 18-Jährigen von da-





mals sind heute 83 Jahre alt. An diesen Altersangaben wird ersichtlich, dass die Zahl der aktiven Soldaten, die ihrer Freundinnen, Verlobten, Ehefrauen, Geschwister und auch die junge Erwachsenengeneration von damals immer kleiner wird. Und in wenigen Jahren wird es sie bis auf einige Ausnahmen nicht mehr geben. Damit ändert sich der Charakter unserer Friedhöfe. Ein Besuch dort, um derer zu gedenken und um sie zu trauern, die als unmittelbare Freunde, Kameraden, Nachbarn etc. ihr Leben durch den Krieg verloren haben, wird es in absehbarer Zeit auch nicht mehr geben. So bleiben als direkt Betroffene nur noch die Nachkommen der Toten. Wir können heute bereits bei den Gedenkfeiern auf unseren Friedhöfen feststellen, dass es sich bei den Besuchern aus Deutschland überwiegend um Kinder, Nichten und Neffen der Toten handelt. Dieser Personenkreis, meine Damen und Herren, gehört auch überwiegend zu den aktiven Unterstützern des Volksbundes. Und zu diesem Unterstützerkreis können auch teilweise die nach dem Krieg geborenen Kinder der Soldaten, die den Krieg überlebt haben, hinzugerechnet werden. Aber auch diese Kindergeneration nimmt demografisch bedingt ab. Mit dieser Tatsache vor Augen können wir davon ausgehen, dass bis zum Jahre 2025 – dann sind die Kinder des letzten Kriegsjahres bereits 80 Jahre alt – die Zahl derer, die unsere Arbeit noch aus eigener Betroffenheit unterstützen, kontinuierlich zurückgeht. Die En-







kelkinder haben zwar noch ein Interesse an der Geschichte der Familie aber doch einen anderen Bezug zu unserer Arbeit. Sie sind im Frieden aufgewachsen und kennen den Krieg mit all seinen schrecklichen Erscheinungen – Gott sei es gedankt – nur aus den Geschichtsbüchern. Wer kann es ihnen verdenken, dass sie nicht so emotional mit dem Volksbund verbunden sind wie ihre Eltern und Großeltern. Wie können wir sie und auch andere für den Volksbund interessieren? Was ist zu tun? Wir müssen die gesamte Arbeit des Volksbundes, das Gedenken und die Friedensarbeit, ja den Volksbund selbst interessant und damit auch weiterhin unterstützenswert machen. Der Volksbund sollte sich nicht damit begnügen, ein landschaftsgärtnerischer Verein zu sein, der die Aufgabe erfüllt, die angelegten Friedhöfe zu pflegen und baulich instand zu halten, vorausgesetzt, die Finanzierung durch die Bundesregierung kann so gesteigert werden, dass diese Aufgabe überhaupt erledigt werden kann. Ich gehe davon aus, dass Sie alle mit mir der Meinung sind, dass dies nicht das alleinige Ziel der Arbeit des Volksbundes sein kann. Dazu einige Gedanken.

Die Erinnerungs- und Gedenkkultur muss neben der Friedhofspflege und der Friedhofinstandsetzung die zweite Hauptaufgabe des Volksbundes sein. Hierzu müssen unsere Jugendlager mit ihrem internationalen Charakter selbstverständlich weitergeführt werden, wobei wir die Finanzierung





durch die Einwerbung von Drittmitteln und mit Unterstützung aus dem Jugend- und Familienministerium künftig mehr auf die eigenen Beine stellen müssen. Auch die Einsätze der Bundeswehr auf unseren Friedhöfen fördern die Erinnerung an die Geschichte. Des Weiteren sollte der Volksbund als anerkannter Träger der Bildungsarbeit, mitfinanziert durch die Bundeszentrale für politische Bildung, Studienfahrten für Jugendliche zu ausgewählten Kriegsgräberstätten organisieren. Diese Kriegsgräberstätten sind bereits heute Lernorte der Geschichte. Ihre Bedeutung wird meiner Meinung nach in der Zukunft immer größer, denn die dort befindlichen Gräber der Soldaten und ihre Schicksale sind die Grundlage, um das Wissen über den Krieg und seine Auswirkungen über den normalen Geschichtsunterricht hinaus zu erweitern.

Diese Studienfahrten beziehen bedeutende und interessante Orte der Geschichte mit ein. Beispielhaft möchte ich hier die Jugendbegegnungs- und Kriegsgräberstätten Niederbronn in Frankreich, Ysselsteyn in den Niederlanden, Lommel in Belgien, Golm auf Usedom und die Bildungsstätte Halbe in Brandenburg nennen.

Wir haben auch eine Fülle von Kriegsgräberstätten in der Nähe zu bedeutsamen Städten. In Osteuropa sind das z. B. Stettin, Breslau, Riga, Königsberg, St. Petersburg, Kursk, Wolgograd, Stalingrad, Kiew,





Charkow, Sewastopol auf der Krim, Lemberg, Brest, Bobruisk an der Beresina und im Westen Europas, um nur einige zu nennen, die Kriegsgräberstätten in der Normandie, bei Verdun, Monte Casino, Pomezia und Costermano. Man könnte noch viele andere aufzählen.

Um auch Erwachsene an die Arbeit des Volksbundes heranzuführen oder für die Arbeit des Volksbundes zu interessieren, sollten, in Verbindung und in Zusammenarbeit mit professionellen Reisebüros, Studienfahrten zu ausgewählten Zielen angeboten werden, ähnlich den heutigen Reiseangeboten zu Besuchen historischer Stätten in aller Welt. Seminare und Symposien wie das heutige oder wie in Kloster Banz bzw. in Loccum müssen auch in Zukunft ein spezielles Angebot an Interessierte innerhalb und außerhalb des Volksbundes bilden, damit auch Wissenschaftler, Journalisten und andere sich unserer Themen weiterhin annehmen oder sie neu aufgreifen.

Gestatten Sie mir noch einige Bemerkungen zur heutigen Situation der Gedenkkultur an bestimmten Tagen: Es ist der 31. Oktober 2010, Reformationstag. Beim Gottesdienst in der Potsdamer Nikolaikirche, der größten evangelischen Kirche der Stadt sind noch mehrere Plätze frei. In Berlin-Eiche ist am 31. Oktober 2010 verkaufsoffener Sonntag. Im Kaufpark wimmelt es von Menschen, Reporter

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

19





fragen in Potsdam und Berlin nach der Bedeutung des Tages. In den Antworten der Kirchenbesucher fallen die Stichworte: Reformation, Luther, kirchlicher Feiertag. Die Antworten im Kaufpark: Es ist Halloween und schade, dass der 31. diesmal ein Sonntag ist. Aber nächstes Jahr fällt er auf Montag, dann ist wieder Feiertag. Auf die Nachfrage, welcher Feiertag, kommen Antworten wie: „Halloween“ und „Genau weiß ich es nicht“. Es war mit Sicherheit keine repräsentative Umfrage von Radio Berlin-Brandenburg. Aber sind diese Aussagen nicht bezeichnend für unsere Gesellschaft?

Lassen Sie mich ein weiteres Beispiel nennen: 14. November 2003. In Berlin findet der Bundespresseball statt, zwei Tage vor dem Volkstrauertag. Es ist der vierte Bundespresseball seit dem Regierungsumzug nach Berlin und ein jeder fand am Freitag vor dem Volkstrauertag statt. Nicht nur das ist unverständlich, sondern auch die Tatsache, dass der Ball – eine Vergnügungsveranstaltung – in der Zeit zwischen Allerheiligen, Volkstrauertag, Buß- und Betttag und Totensonntag veranstaltet wird. Ist das denn alles nur Gedankenlosigkeit? Meine damalige Intervention am 19. November 2003 – ich habe mir das Datum genau gemerkt – bei Tissy Bruns, der damaligen Vorsitzenden der Bundespressekonferenz, fiel auf fruchtbaren Boden. Seit her findet der Bundespresseball am letzten Freitag im November statt.





Weitere Beispiele aus neuerer Zeit: 16. November 2008, Volkstrauertag – in Erfurt endet der Bundesparteitag der GRÜNEN. 15. November 2009, Volkstrauertag – in Dresden endet der Bundesparteitag der SPD. 14. November 2010, Volkstrauertag – in Karlsruhe beginnt der Bundesparteitag der CDU. Drei Termine, die nicht deutlicher zeigen können, wie es mit dem Gedenken um die Toten der Kriege und der Gewaltherrschaft in der politischen Realität wirklich steht.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, diese wenigen Beispiele zeigen deutlich, dass wir uns keine Illusionen machen dürfen über den gesellschaftlichen Stellenwert des Volksbundes und seine wichtige friedenspädagogische Arbeit in der Zukunft. Die Pflege des Gedenkens und des Erinnerns an die Toten der Kriege hat in unserer Gesellschaft leider erheblich an Bedeutung verloren. Wir dürfen aber nicht nachlassen, alles in unseren Kräften stehende zu tun, um dieser Gleichgültigkeit entgegenzuwirken. Wer, wenn nicht wir, sollte gegen das Vergessen dieser Opfer der Kriege ankämpfen? – Ich danke Ihnen!

\*\*\*





## *Karl Starzacher*

---

Meine sehr geehrten Damen und Herren! Ich darf Sie nun auch für den Landesverband Hessen im Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge, aber gleichzeitig auch für die Mitveranstalter, die Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung und die Evangelische Akademie Arnoldshain, sehr herzlich zu unserem heutigen Symposium begrüßen. Für den Mitveranstalter Hessischer Landtag kann ich das nicht mehr tun, das hat Herr Landtagspräsident Kartmann bereits getan.

Ich möchte mit einigen Worten des Dankes beginnen. Zunächst möchte auch ich Ihnen, Herr Kartmann, danken. Herr Kartmann ist der Schirmherr des Landesverbandes Hessen im Volksbund. Wir fühlen uns unter diesem Schirm sehr wohl und seine Bereitschaft, uns nicht nur heute diese Räumlichkeiten zur Verfügung zu stellen, sondern auch gleichzeitig den Landtag als Mitveranstalter für dieses heutige Symposium zu integrieren, findet unseren herzlichen Dank. Das ist für unsere Arbeit, so glaube ich, sehr wichtig.

Ich danke allen Teilnehmerinnen und Teilnehmern an der heutigen Veranstaltung, ganz besonders – darauf komme ich aber nochmals zu sprechen – den Delegierten des Bundesvertretertages morgen,





aber natürlich auch allen anderen am Thema und an diesem Diskurs sowie am Volksbund und seiner Arbeit Interessierten. Mein besonderer Dank gilt auch den Damen und den Herren Landtagsabgeordneten. Und ganz besonders danken möchte ich den Schülerinnen und Schülern, die heute zu uns gekommen sind, die im Vorfeld mit Themen des Volksbundes befasst waren und die sich heute diesen Tag Zeit nehmen, um an dieser Diskussion teilzunehmen. Ich danke sehr herzlich natürlich auch den Lehrerinnen und Lehrern, das sind ebenso viele wie Schülerinnen und Schüler, denn das hat auch etwas mit unserer Schularbeit im Landesverband zu tun. Ich danke herzlich den Referentinnen und Referenten, den Moderatoren und den Berichterstattern. Und auch von meiner Seite, für den Landesverband Hessen, noch einmal sehr herzlichen Dank an die Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung und an die Evangelische Akademie Arnoldshain sowie den Hessischen Landtag für die außerordentlich gute Kooperation in der Vorbereitung der heutigen Veranstaltung. Namentlich möchte ich nennen Frau Dr. Mannitz, Herrn Professor Meyer und Herrn Dr. Düringer, der auch gleich auf dem ersten Forum mitwirken wird.

Herr Kartmann und auch Herr Führer haben ja bereits darauf hingewiesen, dass in der Vorbereitung einer solchen Veranstaltung einiges zu tun ist. Deswegen sage ich ein herzliches Wort des Dankes auch





an die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unseres Landesverbandes, stellvertretend für alle an unsere Landesgeschäftsführerin, Frau Viola Krause, aber auch an ihre Mitstreiterinnen und Mitstreiter.

Meine Damen und Herren, der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge ist nach seinem, nach unserem Verständnis eine humanitäre Organisation, die im Auftrag des Staates die Gräber der deutschen Kriegstoten im Ausland erfasst, erhält und pflegt. Mit der Anlage und der Erhaltung der Friedhöfe bewahrt der Volksbund das Gedenken an die Kriegstoten. Die Gräberfelder erinnern die Lebenden an die Vergangenheit und konfrontieren sie mit den Folgen von Krieg und Gewalt. Unser Verein, der am 16. Dezember 1919 gegründet wurde, hat mehrere Gründe, sich der kritischen Diskussion zu stellen, zu der wir heute zusammengekommen sind. Drei Gründe will ich nennen: Erstens. Es ist unsere eigene, wechselvolle und nicht nur ruhmreiche Geschichte, die ganz grundsätzlich Anlass dafür sein muss, uns und unseren Weg kritisch, auch selbstkritisch, zu überprüfen.

Zweitens. Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge ist eine Mitgliederorganisation. Das wird sich ändern, Herr Führer hat bereits darauf hingewiesen. Verlässliche Daten über unsere Mitgliederstruktur und insbesondere die Altersstruktur besitzen wir nicht, aber wir wissen, unsere Mitglieder







sind ganz überwiegend Angehörige der Erlebnisgeneration.

1994, im Jahr unseres 75-jährigen Bestehens, hatte der Volksbund noch 282.000 registrierte Mitglieder. Die Zahl der zahlenden Mitglieder lag um etwa 40.000 niedriger. 20 Jahre früher, 1974, waren es noch 636.000 Mitglieder. Seit 1994 ist die Mitgliederzahl bis zum Ende des vergangenen Jahres auf 169.000 zurückgegangen; zahlende Mitglieder: 142.000. In den vergangenen 24 Jahren hat sich unsere Mitgliederzahl halbiert.

Wenn wir 2019 unser 100-jähriges Bestehen begehen, würde sich die Mitgliederzahl des Vereins, wenn wir jährlich etwa gleich viele Mitglieder verlieren würden wie in den vergangenen zehn Jahren, ein weiteres Mal auf etwa 70.000 Beitragszahler halbiert haben. Das sind nur Annahmen, die sich nicht belegen lassen, weil wir das Lebensalter unserer älteren Mitglieder nicht kennen. Aber es ist eine nicht zu übersehende Entwicklung, und diese Entwicklung hält an. Das hat zwei Konsequenzen: eine ökonomische Konsequenz, denn unsere Mitglieder gewährleisten auch einen erheblichen Teil der Finanzierung unserer Arbeit. Sie, Herr Führer, haben darauf hingewiesen, dass die Zahl der Spender größer ist. Es liegt aber nahe, davon auszugehen, dass auch die Spenderinnen und Spender nahe an der Erlebnisgeneration sind, sodass auch insofern der

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

25





Altersprozess eine ökonomische Konsequenz für den Verein hat. Zweitens, und das erscheint mir noch bedeutsamer, unsere Verankerung in der Gesellschaft wird immer geringer mit möglicherweise existenziellen Konsequenzen für den Volksbund.

Und – das dürfen wir nicht ganz außer Acht lassen –, auch in der Zusammensetzung der Parlamente, bei den Mitgliedern unserer Parlamente und das sind unsere Zuwendungsgeber, hat es ja inzwischen einen Generationenschnitt gegeben. Es gibt einen dritten Grund. Er ist gleichzeitig das Thema, das wir dieser Veranstaltung gegeben haben: Der Perspektivenwechsel im Gedenken an die Toten der Weltkriege – Was kümmert uns der Krieg von gestern?

Perspektivenwechsel betrifft nicht nur den Volksbund. Perspektivenwechsel betrifft im Grundsatz ebenso das Gedenken an den Zweiten Weltkrieg ganz allgemein und an den Holocaust. Anfang dieses Monats hat der Historiker Christian Staas dazu einen bemerkenswerten Aufsatz im Magazin „DIE ZEIT“ veröffentlicht, der sich insbesondere mit der Frage befasst, wie sich das Interesse der Jugendlichen an der Geschichte des Nationalsozialismus in Deutschland verändert hat und wie es sich heute darstellt. Die Überschrift lautet: „Was geht mich das noch an?“ Untertitel: „Unsere Umfrage zeigt: Die NS-Zeit bewegt die Jugendlichen nach wie vor. Aber sie wollen nicht auf Befehl betroffen sein.“





Ich denke, wir können von diesen Beobachtungen lernen.

Nun sind wir in den vergangenen Jahren ja nicht untätig gewesen und haben uns der Diskussion um unsere Zukunft gestellt. Gemeinsam haben wir, die Hessische Stiftung Friedens- und Konfliktforschung, die Evangelische Akademie Arnoldshain und der Landesverband Hessen im Volksbund im Januar 2007 eine Tagung in der Evangelischen Akademie in Arnoldshain mit dem zugegeben etwas schwergängigen Thema „Möglichkeiten und Grenzen kollektiver Erinnerung: Ambivalenz und Bedeutung des Kriegsoffer-Gedenkens“ veranstaltet. Dort haben wir uns bereits intensiv mit den Fragen der Bedeutung des Kriegsgrabes als Ort der Trauer, der Bedeutung der Kriegsgräberstätten als Lernorte für Frieden und Verständigung, mit Versöhnung und Gedächtnis, mit der Frage der Verstehbarkeit unserer Kriegsgräberstätten für junge Menschen, mit unseren Ritualen und unserem wahrgenommenen Profil befasst. Die heutige Tagung schließt hieran an.

Übrigens hat es in der Evangelischen Akademie Arnoldshain schon einmal eine Tagung gegeben, in der es um die Zukunft des Volksbundes ging. Das war vom 1. bis 3. Oktober 1955, vor mehr als 55 Jahren. Damals haben sich Vertreter des Volksbundes mit einem Vertreter des Bundesinnenministeriums und Vertretern der evangelischen und ka-





tholischen Kirche getroffen, um Fragen der Gestaltung des Volkstrauertages, und hierbei vor allem der Feier in der Bundeshauptstadt, zu diskutieren und weiterzuentwickeln. Es hat weitere intensive Diskussionen hierzu gegeben in der Evangelischen Akademie Loccum, im Kloster Banz, initiiert vom Landesverband Niedersachsen und von der Bundesgeschäftsstelle mit unterschiedlichen Kooperationspartnern. Auch im Rahmen der Bundesvertretertage 2007 und 2008 hat sich der Volksbund mit diesem Themenkreis befasst. Die Tagungen wurden jeweils dokumentiert und werden vor dem Plenarsaal – Sie haben das vielleicht beim Heiratsessen gesehen – auf einem Büchertisch präsentiert, wo Sie diese Dokumentation ansehen und auch mitnehmen können.

Darüber hinaus hat der Volksbund mehrere Publikationen, etwa über Gedenkkulturen und Zukunftsperspektiven oder deutsche Erinnerungskulturen seit 1945, veröffentlicht. Diese komplexe Fragestellung nach den Perspektiven beschäftigt auch den wissenschaftlichen Beirat des Volksbundes, dessen Vorsitzender, Herr Prof. Rolf Wernstedt, zum Abschluss unserer heutigen Tagung den Versuch einer ersten Schlussfolgerung unternehmen und die Frage stellen und hoffentlich auch teilweise beantworten wird, welche konkreten Schlüsse wir, der Volksbund, aus den heutigen Diskussionen ziehen sollten.





Morgen findet an dieser Stelle der Bundesvertretertag des Volksbundes statt. Viele Delegierte sind unter uns und nehmen an diesem Symposium teil. Darüber freuen wir uns besonders, weil es für die weitere Diskussion in den Gremien des Volksbundes somit keine Übersetzungsprobleme geben wird. Und soweit nötig und möglich können wir bereits morgen an den heutigen Diskurs anschließen.

Was mir für die weitere Auseinandersetzung zur Frage des Perspektivenwechsels aus der Sicht unseres Hessischen Landesverbandes des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge wichtig erscheint, ist, diese Auseinandersetzung strukturiert weiterzuführen und zu versuchen, zu einem für den Volksbund zukunftsweisenden und zukunftsfähigen Ergebnis zu kommen. Es reicht nicht aus, mit Mitteln eines modernen Marketings die Lösung unserer Zukunftsprobleme zu versuchen. Marketing kann inhaltliche Orientierung nicht ersetzen. In den letzten Jahren hat der Volksbund Versuche unternommen, mit jugendlichen Formaten für sich zu werben. Der Einsatz von Kindern in Werbefilmen erscheint mir da nicht zielführend und erfolgversprechend und in der Öffentlichkeit, auf deren positive Wahrnehmung wir ja auch und ganz besonders angewiesen sind, kommt das auch nicht uneingeschränkt gut an.





Ich möchte noch einmal auf den erwähnten Bericht von Christian Staas im „ZEIT“-Magazin zurückkommen. Dort heißt es: „Wir sehen ein Mädchen, Kopf und Blick gesenkt. Es ist vielleicht sieben Jahre alt.“ Dann erscheint eine Schrift. „Ich durfte ihn nicht kennenlernen. Wir konnten nicht zusammen spielen. Ich bin traurig. Gab es ihn überhaupt? Wo ist mein Ur-Opa?“ So wirbt unter [www.wo-ist-mein-uropa.de](http://www.wo-ist-mein-uropa.de) der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge.

Die tränenrührige Fantasie handelt dabei so offenkundig vom Nachwuchsproblem des Verbandes, dass sie sich ad absurdum führt. Kein Kind weint um seinen Uropa, den es nie kennengelernt hat. So weit das Zitat.

Ich stimme mit den Beurteilungen von Christian Staas nicht ohne Weiteres überein. Aber ich halte es für lohnenswert, sich mit seinen und anderen kritischen Beurteilungen ernsthaft auseinanderzusetzen. Zur Auseinandersetzung um die, und soweit erforderlich, Entwicklung einer Perspektive für den Volksbund gehört die offene Auseinandersetzung mit unserer Geschichte. Rolf Wernstedt hat einmal gesagt, dass die Wahrheit zur Versöhnung führe und nicht die Verdrängung. Das bereite, wie wir ganz aktuell wieder erfahren haben, nicht nur uns Probleme.





Das Verhältnis nachfolgender Generationen zur Geschichte, zu den Kriegstoten des Zweiten Weltkrieges ist anders, unbefangener, als unser Verhältnis und noch mehr als das unserer Eltern. Dazu gehört auch die Auseinandersetzung mit Formen und Ritualen. Seit Jahren diskutieren wir über unseren Namen und sind uns des Spagats zwischen den Empfindungen und Erwartungen der Angehörigen der Erlebnisgeneration und der jungen Menschen bewusst, in dem wir uns befinden. Wir können die Frage, um nur ein Beispiel zu nennen, welche Bedeutung das Kameradenlied für die heute 16- bis 19-Jährigen noch hat, nicht dauerhaft ausblenden. In dem bereits zitierten Aufsatz von Christian Staaß zitiert der Autor Harald Welzer, der gleich in unserem ersten Forum zum Thema: Braucht die Gesellschaft öffentliche Erinnerung? Welche öffentliche Erinnerung braucht die Gesellschaft? unser erster Redner sein wird, mit den Worten: „Es liegt ein geradezu genaueklärerisches Moment in den gestanzten Phrasen der Gedenktagsreden. Letztlich sind sie ein Instrument, sich nicht mir der Geschichte zu befassen.“

Wir haben uns dieser Diskussion auch in der Vergangenheit nicht verweigert. Aber manchmal denke ich, wir haben sie nur geführt, weil wir ihr nicht länger ausweichen konnten, etwa in Costermano oder auf dem Kriegsgräber-Friedhof Kloster Arnsburg hier in Hessen.





Kriegsgräberstätten sollen Lernorte für Frieden und Verständigung sein und werden. Unsere Aufgabe ist es und wird es künftig verstärkt sein, sie als solche zu erschließen, sie verstehbar, erzählbar und begreifbar zu machen. Es ist der Wunsch der Veranstalter, des Präsidenten des Hessischen Landtags, der Hessischen Stiftung Friedens- und Konfliktforschung, der Evangelischen Akademie Arnoldshain und des Landesverbandes Hessen im Volksbund, dass das heutige Symposium einen wichtigen Beitrag zur Diskussion über die Perspektive des Volksbundes leistet, damit der Volksbund seinen humanitären Auftrag auch in Zukunft in einer Weise erfüllen kann, dass wir – wie es zum Schluss unseres Totengedenkens ausgedrückt wird – die Menschen auch künftig mit unserer Vorstellung erreichen, einen Beitrag zur Versöhnung und zum Frieden zu leisten. Und es ist unser Wunsch, ich habe es bereits gesagt, dass diese Diskussion strukturiert fortgeführt und in einem überschaubaren Zeitraum zu einem vorläufigen Abschluss gebracht wird. Abgeschlossen wird diese Diskussion niemals sein.

Ich wünsche Ihnen, meine Damen und Herren, uns eine erfolgreiche Tagung und darf jetzt das Wort weitergeben an den Moderator unseres ersten Forums, Herrn Schmidt-Degenhard. Vielen Dank!

\*\*\*







## **Forum I:**

**Braucht die Gesellschaft  
öffentliche Erinnerung?  
Welche öffentliche Erinnerung  
braucht die Gesellschaft?**





## Meinhard Schmidt-Degenhard (Moderation)

Herzlichen Dank, lieber Herr Starzacher! Ebenso Dank auch Ihnen, Herr Landtagspräsident und Ihnen, Herr Führer. Sehr geehrte Damen und Herren! Beginnen wir mit dem ersten Forum des Tages.

Sie kennen ja den Spruch: „Das Gegenteil von gut ist gut gemeint!“ Und gut meinen wir es ja alle. Wir wollen gedenken und uns erinnern! Erinnern? Aber doch nicht um seiner selbst willen? Vielleicht gibt es zumindest ein großes gemeinsames Ziel: Erinnern und Mahnen – damit diese Welt irgendwie eine bessere wird. Dies ist vielleicht der kleinste gemeinsame Konsens, auf den wir uns zu Beginn schon einmal zügig verständigen können.

Ich bin zur Vorbereitung des heutigen Tages (wie so oft bei diesem Thema) auf Theodor W. Adorno gestoßen. Sie kennen sicherlich seinen Satz: „Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung.“ Und da habe ich an meine Tochter denken müssen – die war nämlich vor gut einem Jahr mit ihrem Leistungskurs „Geschichte“ in der 12. Klasse in Auschwitz. Das war zu Beginn der Weihnachtsferien, die Teilnahme war freiwillig. Es sind nicht alle mitgefahren, denn man musste schließlich auch einige Ferientage dafür opfern. Unsere Tochter hat von dieser Reise Erinne-





rungen mitgebracht, – Erinnerungen an wodka-  
durchtränkte Nächte im Schnee. Und sie hat Erin-  
nerungen mitgebracht – durchtränkt mit Tränen,  
über die sie mit uns, mit den Eltern, nicht gern  
sprechen mochte. Aber die Jugendlichen haben  
sehr viel untereinander und miteinander gespro-  
chen. Ich habe mich dann vorsichtig erkundigt, wie  
es denn gewesen sei und was sie gesehen habe. Da-  
bei habe ich an meine eigene erste Reise nach  
Auschwitz vor Jahrzehnten denken müssen, wollte  
das „pädagogische“ Gespräch mit ihr suchen – gut  
gemeint und in bester Absicht. Ich habe dann rasch  
merken müssen, dass ich (vielleicht wie viele andere  
aus meiner Generation) es zwar gut gemeint hat-  
te, – erreicht hatte ich aber eher das Gegenteil, –  
war also wieder mal in diese „gute Falle“ getappt.

Bei diesem Leistungskurs in Auschwitz war übri-  
gens auch eine kleine Clique dabei, die sich selbst  
liebevoll rassistisch die „Türken-Tussis“ genannt  
haben. Auch die waren mit in Auschwitz. Erin-  
nern, mahnen – an was, in welcher Tradition? Was  
verbindet diese Schülergruppen mit dem Grauen,  
an die ein Ort wie Auschwitz gemahnt?

So viel zum Stichwort Perspektivwechsel, über den  
wir eben schon einiges gehört haben. Oben über  
unserem Tagungsprogramm steht geschrieben: „Was  
kümmert uns der Krieg von gestern?“ Nun, was  
kümmert er uns? Schließlich stecken wir aktuell





selbst schon wieder mitten drin im Krieg. Deutsche Soldaten sterben und deutsche Soldaten töten in Afghanistan. Unschuldige Zivilisten sind Opfer deutscher Soldaten geworden – Stichwort Kundus.

Fragen über Fragen! Fragen auch an den heutigen Tag. Vorhin sind schon einige Fragen formuliert worden: Macht es für einen Soldaten heute mehr Sinn in Afghanistan zu sterben als seiner Zeit für die Kameraden meines Vaters, die im Zweiten Weltkrieg in Russland gestorben sind?

Braucht die Gesellschaft öffentliche Erinnerung? So steht es über unserem ersten Forum. Und fast schon die Bejahung vorausgesetzt folgt die Frage: Welche öffentliche Erinnerung braucht die Gesellschaft? Diesen Fragen im Doppelpack stellen sich heute Morgen drei Referenten aus ganz unterschiedlichen Perspektiven: jenen der Sozialpsychologie, der Theologie und des Militärs.

\*\*\*





---

*Harald Welzer*

---

Vielen Dank, Herr Schmidt-Degenhard, für die Vorstellung. Meine Damen und Herren, ich freue mich, dass ich zu diesem wirklich schwierigen Thema, auch in diesem schwierigen und speziellen Kontext, heute den ersten kleinen Vortrag halten darf. Er wird vielleicht einige der Probleme, die Herr Schmidt-Degenhard soeben aufgeworfen hat, noch etwas weiter vertiefen.

Ich bin Sozialpsychologe und beschäftige mich seit vielen Jahren mit Erinnerung und Erinnerungskultur, auch und gerade im intergenerationellen Zusammenhang. Damit ist man natürlich direkt auch bei den Suchbewegungen nach Antworten auf die Fragen: Braucht die Gesellschaft öffentliche Erinnerung? Welche öffentliche Erinnerung braucht die Gesellschaft? Das kann man allerdings so gar nicht beantworten, denn die Gesellschaft ist ja nicht die Gesellschaft. Eine Gesellschaft ist immer die des Jahres 1960, des Jahres 1970, 1980, 1989, 2000, 2010 oder 2020.

Es ist, so glaube ich, schon mal eine ganz falsche Vorstellung, davon auszugehen, dass Erinnerung auf der sozialen Ebene, auf der kulturellen Ebene etwas Statisches wäre. Die Notwendigkeiten und die Bezüge des Erinnerns verändern sich natürlich





mit der fortschreitenden Zeit. Jede historische Situation bedeutet eine andere Entwicklungsaufgabe, eine andere Anforderung an die jeweilige Generation als für die Generation vorher. Und dass Erinnerung, im Unterschied zu dem, wofür man sie landläufig hält, ziemlich wenig mit der Vergangenheit zu tun hat, sondern vielmehr mit der Gegenwart und der Zukunft, ergibt sich schon daraus, dass Erinnerung und das, was damit verknüpft ist, Gedenken, öffentliches Erinnern, Erinnerungskultur, sich eigentlich beständig verändern muss. Es ist ganz unausweichlich, dass es das tut.

Lassen sie mich noch einmal ein kleine Erläuterung geben zu der vielleicht überraschenden Aussage: Erinnerung hat mehr mit der Zukunft zu tun als mit der Vergangenheit. Wir wissen aus der Gedächtnisforschung, die jetzt gar nichts mit historischen Kontexten und politischen Kulturen zu tun hat, dass Erinnerung prinzipiell etwas ist, was Menschen nur deswegen haben, um in einer Gegenwart so zu handeln, dass sie die Zukunft bewältigen können. Dafür nutzen sie Erfahrungen, eigene und fremde, und deshalb nehmen sie auf Vergangenheiten Bezug. Das tun übrigens nicht nur Menschen, sondern andere Lebewesen auch. Bei Menschen kommt hinzu, dass sie reflexiv erinnern können. Das heißt aber, der Bezugspunkt allen Erinnerns ist nicht die Vergangenheit, sondern es ist die Zukunft. Die jeweilige Gegenwartsituation, in der man sich





mit Aufgaben konfrontiert sieht, kann man nur bewältigen, indem man auf unterschiedliche Bestandteile der Vergangenheit zugreifen kann, auf das, was man „gebrauchen“ kann. Das hört sich so ein bisschen opportunistisch an, aber das Gedächtnis ist in der Tat opportunistisch, weil es uns dabei hilft, Gegenwart zu bewältigen. Individuelles Gedächtnis ist opportunistisch und kollektives Gedächtnis ist auch opportunistisch. Sie können das gut an den unterschiedlichen Phasen sehen, die die bundesdeutsche Erinnerungskultur die vergangenen 60 Jahre hindurch absolviert hat. Das ist ja keine statische Erinnerung gewesen und vieles von dem, was man in der Gegenwart für einen fixierten Status einer Erinnerungskultur hält, ist eben etwas, was sich erst in mühevollen Prozessen und durchaus auch in Streitgeschichten oder in Durchsetzungsgeschichten usw. herausgebildet hat.

Die Erinnerungskultur des Jahres 2010 unterscheidet sich fundamental von derjenigen aus den Jahren 1950 oder 1960. Jetzt kommen wir aber zu einem interessanten Phänomen. Wir können, glaube ich – das wäre die Ja-Antwort auf die Frage: Braucht die Gesellschaft öffentliche Erinnerung? –, sofort mit Ja antworten, weil die Gestalt der Bundesrepublik und auch ihrer möglichen Demokratisierung, auch ihrer inneren Liberalität und ihrer Modernität, sicherlich dem nachhaltigen Beharren darauf zu verdanken ist, eine Erinnerung an diese spezielle





Vergangenheit, insbesondere das Zentralereignis des 20. Jahrhunderts: Zweiter Weltkrieg, Holocaust und extreme Gewalt, durchzusetzen. Sie auch als eine Form von historischer Erfahrung in der Gesellschaft zu verankern, von der aus sich das demokratische Staatswesen und das demokratische Gemeinwesen definiert: dass so etwas nicht wieder passiert. Es war ein mühevoller Durchsetzungsprozess, diese Form von Erinnerung so zu verankern, wie sie heute existiert, und etwa davon auszugehen, dass es vollkommen notwendig ist, dass es unterschiedliche Formen von Gedenkstätten gibt, dass Nationalsozialismus, Holocaust und Krieg fester Bestandteil des Geschichtsunterrichts und der politischen Bildung sind usw.

Nun haben wir in der Gegenwart ein ganz interessantes Phänomen. Man tut eigentlich immer noch so, als sei diese Durchsetzungsgeschichte nicht erfolgreich gewesen. Das ist das Verrückte. Und deshalb ist die von Herrn Starzacher zitierte Untersuchung der „ZEIT“ so interessant, weil sie einmal mehr belegt, dass in der heutigen Schüler- und Schülerinnengeneration alle Botschaften längst angekommen sind. Die haben überhaupt keinen Zweifel daran, dass es notwendig ist, sich auf diese Geschichte zu beziehen, wenn sie sich politisch in der Gegenwart für die Zukunft orientieren. Niemand hegt daran Zweifel. Insofern ist es – und das war das Zitat, was von mir in diesem Artikel kam







– natürlich immer auch eine große Gefahr, in versteinerten und ritualhaften Formeln Menschen mit etwas zu konfrontieren oder auch zu langweilen, was sie ohnehin längst verinnerlicht haben.

Es gibt eine standardisierte Holocaust-Gedenktagsrhetorik, in der immer dieselben Worte gesprochen werden: Ihr müsst euch erinnern. Es darf nicht vergessen werden. Aber das adressiert man heute an Personen, die niemals die leiseste Absicht gehabt haben, diese Dinge vergessen zu wollen, die völlig willig sind, alles dieses zu erinnern und die darüber hinaus gut über die historischen Fakten informiert sind und auch die richtigen Schlussfolgerungen daraus ziehen. Das belegen alle Studien. Sie bekommen nur in der psychologischen Perspektive das Problem der Reaktanz, wenn Sie Menschen etwas sagen, was sie ohnehin schon wissen und tun. Es gibt eine Selbsttäuschung über den eigentlich erreichten Stand der Erinnerungskultur, weil viele ihrer Protagonisten zu dieser Durchsetzungsgeneration gehören. Inzwischen ist es aber erreicht und, wie ich eingangs gesagt habe, jede Generation hat ihre eigene Entwicklungsaufgabe.

Daraus resultiert die Forderung, die Erinnerungskultur zu modernisieren bzw. umzuformatieren. Erinnerung pur ist überhaupt kein Wert an sich. Sich an etwas zu erinnern, nur weil es geschehen





ist, ist kein Wert an sich. Man braucht sich nur an Dinge zu erinnern, und das wird empirisch auch immer so sein, aus denen in irgendeiner Weise ein Gebrauch für die Gegenwart generiert werden kann. Das, womit man nichts anfangen kann, sinkt einfach ab in das Vergessen. Und auch das kann man aus der Sicht der Erinnerungs- und Gedächtnisforschung nur unterstreichen. Erinnern ist ohne Vergessen ja gar nicht möglich.

Wir würden überhaupt nicht in der Lage sein, uns im Alltag oder auf höherem Niveau zu orientieren, wenn wir nicht das Allermeiste von dem, was uns begegnet, was wir gelernt oder mit dem wir uns beschäftigt haben, wieder vergessen würden. Erinnern ist immer ein selektiver Vorgang und er orientiert sich am Gebrauch. Insofern kann man für eine vierte oder fünfte Generation nach dem Zweiten Weltkrieg in keiner Weise das gesamte Inventar versuchen zu reproduzieren, alles dessen, was für die Vorgängergeneration wichtig zu erinnern gewesen ist. Man kann es vor allem nicht mit demselben Identitätsfokus machen.

Auch Identität verändert sich in der fortlaufenden Zeit, Identitätsbedürfnisse und Identitätsnotwendigkeiten verändern sich. Und das ist der nächste Punkt. Nicht nur der Generationenzusammenhang wird ein indirekter. Wenn wir über die vierte und fünfte Generation nach dem Zweiten Weltkrieg





und dem Holocaust sprechen, das hat Herr Starzacher schon angesprochen, sprechen wir nicht über einen direkten generationellen Zusammenhang zu den Ereignissen, die in Frage stehen. Solange wir im Drei-Generationen-Zusammenhang sind, ist es von elementarer Bedeutung, ob es eine lebendige, vitale Form der Erinnerungsverbindung innerhalb der Familien oder des erweiterten Familienkreises gibt. Hat irgendjemand, der Onkel, die Oma, der Opa, die man persönlich kennt, die Lebenszeit schon in dieser historischen Zeit verbracht, über die man in der Schule lernt? Das heißt, hier befindet sich auch etwas in Bewegung, in einem Reibungsverhältnis, was aber durchaus produktiv ist und nicht negativ.

Die vierte und fünfte Generation hat diesen direkten Zusammenhang über die Generation nicht; d.h., das Ganze entemotionalisiert sich. Auch darüber berichtet die „ZEIT“-Umfrage. Der Geschehenszusammenhang Nationalsozialismus, Krieg, Holocaust historisiert sich notwendigerweise. Dieser Historisierungsvorgang bedeutet für die Erinnerungskultur etwas ganz fundamentales, nämlich, dass man aus der heißen Erinnerung in eine kalte Erinnerung übergeht. Das muss aber nicht negativ sein, weil viele der Verspannungen und Konflikte und Konkurrenzen, die die Erinnerungskultur in der Bundesrepublik die letzten sechs Jahrzehnte geprägt haben, verschwinden werden, weil die Er-





innerung kalt ist. Man hängt eben nicht lebendig, emotional da drin.

Das öffnet aber eine Aufklärungsmöglichkeit, eine Emanzipationschance, weil man diese Geschichte plötzlich auch anders betrachten kann, nämlich nicht nur von dem angerichteten Grauen und von den unvorstellbaren Zahlen von Toten her, die dieses zentrale Gewaltereignis des 20. Jahrhunderts gehabt hat. Man ist nicht mehr gezwungen, aufgrund emotionaler Verstrickung nur bestimmte Ausschnitte dieses Geschehens zu betrachten, sondern man kann sich distanzierter dem Geschehen zuwenden und tatsächlich das machen, was wir ja als historisches Lernen bezeichnen und auch wünschen würden, nämlich zu verstehen zu versuchen, wie es denn zu solchen extremen Gewaltprozessen kommt. Dieses Verstehen wird nicht gelingen, wenn man nur auf das Ende der Gewalt schaut. Das kann man nur, wenn man auf den Anfang der Gewalt schaut.

Und da wird die Sache interessant, auch in erinnerungskultureller Hinsicht. Gerade mit dem Blick auf den Anfang der Gewalt lassen sich nämlich Anschlussmöglichkeiten auch für die vierte und fünfte Generation nach den Ereignissen finden. Die Suche z. B. nach Gewaltquellen, nach Ressourcen für Massengewaltprozesse, nach Ressourcen für soziale Ausgrenzungsprozesse und nach den Auslö-





sern von vorhandenen Gewaltbereitschaften kann verknüpft werden mit gegenwärtigen Erfahrungen sowie gegenwärtigen Entwicklungsaufgaben. Nehmen Sie z. B. das Phänomen, dass heutige Schülergenerationen von den Herkunftsfamilien, von den nationalen und kulturellen Kontexten her vollkommen anders zusammengesetzt sind als diejenigen der 50er-, 60er- und 70er-Jahre. Das ist ja ein völlig anderer Zusammenhang und gerade hinsichtlich des Zweiten Weltkriegs ein völlig heterogener Zusammenhang.

Wir haben heute Schulklassen, in denen die Opas und Uropas zu den unterschiedlichen Akteuren des Zweiten Weltkriegs zählen. Das ist kein unidimensionaler Zusammenhang mehr, der mit einer einzigen Art des Erinnerns zu beantworten wäre. Aber auch darin liegt eine Chance, weil man z. B. gerade so zeigen könnte, wie genau das Verhältnis von Tätern zu Opfern ist. Wie entstehen überhaupt in komplexen Interaktionen Gewaltquellen bzw. Gewaltprozesse? Wie entstehen Gewaltdynamiken und -eskalationen? Wie kommt es zu diesen fürchterlichen Ergebnissen mit Millionen und Abermillionen von Toten?

Das ist, glaube ich, ein ganz zentraler Punkt, dass man das, was sich auf der Ebene der gesellschaftlichen Entwicklung vollzieht und in diesen neuen Schülerinnen- und Schülergenerationen empirisch





niederschlägt, zur Kenntnis nimmt und seiner eigentlich humanen Aufgabe des Erinnerens und sozusagen des Schlussfolgerungenziehens gerecht wird, das Ganze in modernere Zeiten zu transformieren.

Lassen sie mich als Resümee festhalten: Erinnerung und Gedenken ist niemals ein Wert an sich. Wenn man sich in die Gefahr begibt, das zu musealisieren, wird man sein Publikum nicht mehr vorfinden. Es wird sich abwenden, weil das mit Ihrer Zeit, mit Ihrer Gegenwart oder mit der Gegenwart dieses Publikums nichts mehr zu tun hat. Musealisierung ist das genaue Gegenteil von dem, was hier – glaube ich – beabsichtigt wird. Eine solche Form von öffentlicher Erinnerung braucht die Gesellschaft in der Tat nicht und sie wird auch einfach darauf verzichten. Vitalisierung, Modernisierung, Generationenbezug ist genau das, worüber man auf einer Veranstaltung mit dem rubrizierten Titel nachdenken muss. – Vielen Dank.

\*\*\*





---

*Martin Berg*

---

Meine Damen und Herren, ich bedanke mich, auch im Namen des Bundeswehrverbandes, dass ich die Gelegenheit habe, heute Morgen hier zu Ihnen zu sprechen.

Das Thema: Braucht die Gesellschaft öffentliche Erinnerung?, Was kümmern uns die Kriege von gestern?, ist natürlich eines, welches den soldatischen Bereich ganz anders berührt als andere Bereiche. Als Angehöriger der Interessenvertretung der Streitkräfte sage ich zu der Frage: Braucht die Gesellschaft öffentliche Erinnerung? Ja! Insoweit schließe ich mich meinem Vorredner an. Schauen wir etwas weiter zurück, fällt uns spontan nicht nur der Zweite Weltkrieg ein, sondern dann geht der Blick eines historisch interessierten Menschen schon ein wenig weiter zurück, in das 19. Jahrhundert, auch in das 18. Jahrhundert, die uns ebenfalls geprägt haben. Allein dass ich in einer grauen Jacke vor Ihnen stehe, ist ein Teil der Tradition, die die Streitkräfte haben, ein Teil – wenn Sie so wollen – der Erinnerungskultur.

Gleichzeitig wissen wir aber – wir schauen ja auch nach vorne, und wir müssen Nachwuchswerbung machen –, dass sich viele junge Leute in unserer Gesellschaft für das, was in der Vergangenheit ge-

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

47





wesen ist, insbesondere für die Kriege, so, wie wir das vielleicht erwarten, nicht mehr interessieren. Sie werden an das Thema Krieg herangeführt durch Filme wie „Schindlers Liste“, „Der Soldat James Ryan“ oder andere Veröffentlichungen. Das prägt dann auch ihr Bild vom Krieg, weniger als das, was in den Geschichtsbüchern steht. So stellen wir es zumindest fest, wenn wir mit jungen Leuten zusammenkommen. Erinnerung findet, so ist zumindest unsere Feststellung, heute nicht mehr nur an Gedenktagen auf Soldatenfriedhöfen statt, sondern sie findet statt in einer Auseinandersetzung mit und über Medien, indem man abrufbar vorgehaltene Sachverhalte konsumiert und indem man sich im wahrsten Sinne des Wortes ein Bild verschafft, häufig ein sehr lebendiges Bild. So wird dann auch gefühlt und gedacht, wenn man weiß, dass der Uropa, der Opa im Krieg gewesen ist. Aber das ist emotional ganz weit weg, wie wir es immer wieder beobachten, wenn wir mit jungen Leuten reden und wir deren Erinnerungskultur zur Kenntnis nehmen. Auf der anderen Seite gibt es ein hohes Interesse an historischen Informationen auch und gerade über kriegerische Ereignisse. Wir sehen und lesen viele Publikationen, die auf dem Markt sind, z. B. über Afghanistan. Wir sehen wie viele Fernsehsendungen sich mit Geschichte, mit historischen Ereignissen und mit kriegerischen Ereignissen befassen, die unseren Zugang genau zu diesen Fragen heute deutlich regeln.







Wenn hier sehr viel von den Toten des Zweiten Weltkriegs gesprochen wird, muss ich natürlich als Interessenvertreter von Soldatinnen und Soldaten sagen: Für uns ist das Realität. Für uns ist das Alltag. Für uns ist das nicht mehr die Zeit von 1939 bis 1945, sondern für uns ist es heute wieder tägliches Erleben und tägliches Erfahren, Gott sei Dank nicht in den Stückzahlen, wie wir sie in der Vergangenheit hatten. Aber, es fallen Soldatinnen und Soldaten und es werden Soldatinnen und Soldaten verwundet. Und hier müssen wir uns als Streitkräfte mit dem auseinandersetzen, was vor uns war, mit dem auseinandersetzen, warum wir das tun und weshalb wir das tun. Der direkte Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg ist uns sozusagen mit der bundesdeutschen DNA der Ablehnung des Zweiten Weltkriegs und des NS-Systems ausgetrieben worden. Da fehlen uns Zugänge, auf die wir bewusst verzichtet haben und die wir auch nicht aufnehmen wollen.

Aus eigenem Erleben darf ich Ihnen sagen: Als Anfang der Neunzigerjahre die Einsätze begannen, änderte sich etwas in der Wahrnehmung von Streitkräften. Ich war damals Referent im Führungsstab. Wir hatten sehr viele Anregungen auf dem Tisch, irgendwelche traditionellen Dinge einzuführen, sei es Dienstgradabzeichen oder Degen oder so irgend etwas, damit man an die Tradition anknüpfen könne. Das hörte sehr schnell auf, als diese Bun-





deswehr in die Einsätze ging, als diese Bundeswehr eigene Kampfwirklichkeit erlebte. Das verändert ein Bewusstsein. Danach hatten wir die Diskussion, wie wir würdig derjenigen gedenken können, die im Dienste dieser Republik umgekommen sind. Der Minister Dr. Jung – hier aus Hessen stammend – hat angeregt, dass wir ein Ehrenmal der Bundeswehr errichten. Ich hatte das Vergnügen, bei den ersten Verhandlungen dabei zu sein. Es war ein sehr vorsichtiges, ein äußerst schwieriges Herantasten an das Thema, ein Ehrenmal zu schaffen als einen Ort des Gedenkens für diejenigen, die im Dienst umgekommen sind, auch die Gefallenen. Und ich habe ihn damals gefragt, warum denn nur so ein „kleines Gedenksteinchen“ irgendwo errichtet werden sollte. Spöttisch wurde das damals „Kranzabwurfstelle“ genannt. Als erstes Argument auf meine Frage habe ich gehört: Wir brauchen das, wenn ausländische Verteidigungsminister kommen, dass die einen Kranz am Grabmal des unbekanntenen Soldaten niederlegen können, was wir bisher so noch nicht haben. Schnell wurde aber in der dazu geführten Diskussion deutlich, dass wir einen Ort der Erinnerung brauchen, einen Ort des Ehrens. Dann haben wir erkannt, wir brauchen dort auch einen Raum der Stille, wo sich jeder mit dem auseinandersetzen kann, was er erfahren hat. Wir brauchen einen Ort, wo Kameradinnen und Kameraden hingehen können und sich an das erinnern können, was sie mit den Gefallenen erlebt haben.





Wenn man heute am Volkstrauertag erlebt, wie Angehörige von Gefallenen bewusst zum Ehrenmal kommen, dann sieht man, dass es notwendig ist, dass wir solche Orte schaffen, an denen man etwas festhalten kann.

Festhalten müssen Soldaten, das gehört zum Traditionsverständnis. Wir brauchen eine feste Verankerung in der Geschichte und in der Tradition. Tradition heißt bewusstes Auswählen von Ereignissen der Vergangenheit und Nutzen für das, was heute ist. Wenn wir Traditionen und Erinnerungen pflegen und sie auch pflegen müssen, dann geschieht das nicht nur, weil wir Achtung vor den Ahnen haben, sondern dann geschieht das auch, weil wir in festen Formen leben und handeln müssen. Wir haben viele überkommene traditionelle Formen. Ich erinnere nur an den Großen Zapfenstreich, eine Form, die aus dem frühen 19. Jahrhundert stammt, die wir ganz bewusst pflegen, um in der Tradition der Befreiungskriege zu stehen. Eine Tradition, die wir uns auf die Fahnen geschrieben haben. So haben wir in der Bundeswehr angefangen, indem wir traditionelle Dinge aus dem frühen 19. Jahrhundert herübergezogen und gesagt haben: Das ist unser Fundament, auf dem wir stehen wollen.

Woran können wir noch erinnern, woran können wir noch festmachen? Am Anfang der Bundeswehr ist das Prinzip der Inneren Führung entwickelt

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

51





worden. Das Prinzip der Inneren Führung basiert auf Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges. Das haben Offiziere geschrieben, die fünf oder sechs Jahre Krieg hinter sich gebracht hatten und die wussten, was man an geistigem Rüstzeug braucht, um so etwas überleben und überstehen zu können. Deswegen halten wir so daran fest, was wir als Unternehmenskultur der Bundeswehr herausgebildet haben. Wir wollen das Prinzip der Inneren Führung fortentwickeln aber nicht abschaffen, weil es ein Stück unseres Erinnerns ist und auch ein Verhaken in der Geschichte.

Wir müssen auch andere Dinge aufnehmen, auch wenn wir es teilweise nicht wollen. Auch hier müssen wir uns erinnern. Die Bundeswehr hat in Zehn- bis Zwanzig-Jahresschritten Veränderungen durchgemacht. Eine der größten Veränderungen, die diese Bundeswehr zu leisten hatte, war die Aufnahme der Nationalen Volksarmee. Dort gab es auch Traditionen, dort gab es auch bewusste Aufnahmen von historischen Sichtweisen, die wir allerdings nicht übernehmen wollten. Gleichwohl haben wir die Frauen und Männer, die aus der Nationalen Volksarmee kamen, aufgenommen, zunächst einmal auf Zeit. Und wir haben das durch ein bewusstes Integrieren und nicht durch Verurteilen geschafft, sie zum Bestandteil der Bundeswehr zu machen. Auch das ist ein Teil, der einem vergegenwärtigt, wie wir, von der Basis der Inneren





Führung ausgehend, in der Lage waren, Menschen, die einmal auf der anderen Seite standen, die einmal der potenzielle Feind waren, in unsere Reihen zu integrieren.

Hier können wir nach 20 Jahren der Einheit durchaus stolz sein und uns erinnern. Heute spielt es eben keine Rolle mehr, ob man aus dem Osten, dem Westen, dem Norden oder dem Süden kommt. Heute haben wir andere Aufgaben. Heute befinden wir uns in der Situation, dass die Einsätze, in die die Bundeswehr hineingeht, fast täglich gefährlicher werden. Und es ist eben die Frage gestellt worden, ob es denn einen Unterschied macht, ob man in Afghanistan fällt oder ob man 1944 in Russland gefallen ist. Als Soldatenvertreter sage ich: Ja, das macht einen gewaltigen Unterschied. Der eine ist zur Verfolgung absurder Ziele einer Diktatur in den Tod gejagt worden, der andere steht da, um das zu tun, was das Grundgesetz vorschreibt, nämlich das Recht und die Freiheit des deutschen Volkes tapfer zu verteidigen. Verteidigen hat heute auch eine andere Bedeutung. Und ich weiß, dass viele das so nicht mitgetragen haben, als der vormalige Bundespräsident Köhler gesagt hat: Verteidigung kann auch die Verteidigung unserer wirtschaftlichen Interessen sein. Ja, diese Republik muss im Gefüge der gesamten Weltgemeinschaft existieren und Handel treiben und gelegentlich auch mal mit Gewalt ihre Interessen verteidigen.





Aber das den Leuten nahezubringen, macht natürlich die Schwierigkeit aus, insbesondere dann, wenn man in einer Republik lebt, die ein anderes Bild von sich selber hat und die auch ein anderes Bild von sich selber haben will. Wir müssen heute den Zugang zu jungen Leuten dahingehend finden, dass sie für diese Republik einstehen, obwohl sie Gefahr laufen, an Leib und Seele verwundet zu werden. Wir müssen – dazu brauchen wir Tradition, dazu brauchen wir Erinnerung, dazu brauchen wir feste Verwurzelung in dieser Gesellschaft und dazu brauchen wir auch Erinnerungstage – Menschen ein Rüstzeug mitgeben, dass sie diese schwierige Aufgabe überhaupt erfüllen können. Wir sind durchaus an einer Schwelle, und ich sage das mit einer sehr kritischen Unterbemerkung, dass wir uns davor hüten müssen, aus Soldatinnen und Soldaten dieser Republik eine Soldateska zu machen, die man überall einsetzen kann.

In diesen Tagen haben wir die Debatten um das Ende der Wehrpflicht erlebt. Wir stehen vor ganz neuen Herausforderungen. Diese Republik wird eine professionelle Armee bekommen. Und diese professionelle Armee wird die schwierige Aufgabe haben, eine Situation zu schaffen, dass sich die Gesellschaft nicht von ihr abwendet und nicht so tut wie: Es gibt Bereiche, die sind „ba pfui“, die wollen wir alle nicht haben, die schieben wir auf die Seite. Dazu gehört dann auch das Militär, und das





konzentrieren wir am besten in ganz dünn besiedelten Räumen oder besser noch, außerhalb unserer Landesgrenzen.

Die Streitkräfte müssen in dieser Gesellschaft verankert bleiben. Es wird aber ganz bestimmt nicht so sein, dass die Soldatinnen und Soldaten diese Gesellschaft verlassen, sondern viel eher besteht die Gefahr – ich habe das gerade gesagt –, dass diese Gesellschaft sich von ihrer Armee abwendet. Umso mehr brauchen wir dann öffentliche Erinnerung und Gedenktage. Wir brauchen das Wahrnehmen auch des Militärischen, der militärischen Tradition in dieser Gesellschaft, und zwar in einer Tradition, die zu dieser Republik passt, ohne übertriebenen Pomp aber durchaus mit dem Bewusstsein, wo man herkommt, was man geleistet und getan hat.

In diesem Sinne wiederhole ich noch mal: Ja, wir brauchen ein öffentliches Gedenken. Kümmern uns die Kriege von gestern? Sie müssen uns kümmern, denn ohne Verwurzelung in der Geschichte und in der Gesellschaft kann diese Armee in dieser Republik ihre Aufgaben nicht erfüllen. – Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

\*\*\*





## *Hermann Düringer*

---

Meine Damen und Herren, ich möchte ein paar Überlegungen zu der Frage beitragen: Welche Rolle spielt die religiöse Dimension in der Erinnerung, insbesondere in der öffentlichen Erinnerung? Ich will mich dieser Frage nähern, indem ich uns einen hochinteressanten Disput vergegenwärtige, der in den späten Dreißigerjahren geführt wurde, also noch vor dem Zweiten Weltkrieg, vor der Shoa - ein Disput zwischen den beiden Philosophen, Publizisten und Literaten Max Horkheimer und Walter Benjamin.

Walter Benjamin hatte im Jahre 1937 in einem Aufsatz der „Zeitschrift für Sozialforschung“ davon gesprochen, „die Vergangenheit sei nicht abgeschlossen“.

Horkheimer hat diese Formulierung sehr beschäftigt. Was bedeutet das, zu sagen, die Vergangenheit sei nicht abgeschlossen? Dieser Gedanke hat ihn dann zu einem ganz entschiedenen Widerstand gereizt, und er hat an Walter Benjamin geschrieben: „Die Feststellung der Unabgeschlossenheit ist idealistisch. Das vergangene Unrecht ist geschehen und abgeschlossen. Die Erschlagenen sind wirklich erschlagen. Was den Menschen, die untergegangen sind, geschehen ist, heilt keine Zukunft mehr. Sie







werden niemals berufen, um in der Ewigkeit beglückt zu werden. Natur und Gesellschaft haben ihr Werk an ihnen getan und die Vorstellung des jüngsten Gerichts, in welche die unendliche Sehnsucht von Bedrückten und Sehnsucht eingegangen ist, bildet nur einen Überrest des primitiven Denkens, das die nichtige Rolle des Menschen in der Naturgeschichte verkennt und das Universum vermenschlicht.“

Walter Benjamin hält dem dann entgegen und schreibt: „Das Korrektiv dieser Gedankengänge liegt in der Überlegung, dass die Geschichte nicht allein eine Wissenschaft, sondern nicht minder eine Form des Eingedenkens ist. Was die Wissenschaft festgestellt hat - schreibt er in Anführungszeichen - kann das Eingedenken modifizieren. Das Eingedenken kann das Unabgeschlossene, das Glück zu einem Abgeschlossenen und das Abgeschlossene das Leid zu einem Unabgeschlossenen machen.“ Und dann schreibt er: „Das ist Theologie. Aber im Eingedenken – so fährt er fort – machen wir eine Erfahrung, die uns verbietet, die Geschichte grundsätzlich atheologisch zu begreifen, so wenig wie wir sie in unmittelbar theologischen Begriffen zu schreiben versuchen dürfen.“

Es wäre einen eigenen Vortrag wert, über diesen benjaminschen Begriff des Eingedenkens nachzudenken. Nur soviel: Er steht für etwas, was mehr





ist als eine gefühlsmäßige Erinnerung, und er geht auch nicht auf in einer bloß intellektuellen Reflexion über Vergangenheit, sondern er enthält ein Moment auf der Grenze zwischen wissenschaftlichem Nachdenken und Theologie. Worauf Benjamin hinweist ist das, was – so glaube ich – uns allen oder den Allermeisten auch intuitiv bewusst ist: Das Gedächtnis der Opfer, ja jedes Toten hat eine religiöse, die Faktizität von Raum und Zeit transzendierende Dimension. Und die besteht, wie er das ausdrückt, in der Unabgeschlossenheit der Geschichte und der Zeit. Darüber lässt sich in der Sprache der Wissenschaften nicht sprechen, aber eben in poetischen Bildern und in religiösen Metaphern, und ich könnte auch noch hinzufügen, in der Sprache der Stille, die dann mehr ist als nur eine phonetische Leere.

Die Historikerin Ulrike Jureit und der Psychoanalytiker Christian Schneider haben kürzlich ein Buch unter dem Titel „Gefühlte Opfer“ publiziert. Darin setzen sie sich kritisch mit den offiziellen Gedenkritualen der Bundesrepublik Deutschland auseinander. Ich möchte Ihnen dieses Buch sehr zur Lektüre empfehlen.

Unter anderem befragen sie darin auch die Verwendung des rabbinischen Satzes: „Das Geheimnis der Erlösung ist Erinnerung.“ Dieser Satz hat ja eine unglaubliche Konjunktur. Sie müssten ein-





mal im Internet nachschlagen, wie und in welchen Zusammenhängen dieser Satz dort verwendet und gebraucht wird. Ich will Ihnen ein Beispiel nennen. Er wird im Internet u.a. auch in einer Rhetorik-Seite empfohlen. Ein kurzer Abschnitt zu diesem Satz, den man dann als Versatzstück in irgendwelche Reden einbauen kann. Da heißt es dann tatsächlich am Ende: Sorgen wir dafür, dass uns die Erinnerung an das Dritte Reich erlöst.“ Da kann es einem tatsächlich die Sprache verschlagen. Aber nicht nur dieser Missbrauch des Wortes wird von Jureit und Schneider kritisiert, sondern auch etwa die Art und Weise, wie der ehemalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker diesen Satz in seiner berühmten Rede am 8. Mai 1985 gebraucht hat. Sie weisen nämlich kritisch darauf hin – und das ist in meinen Kontext von Interesse –, dass man diesen Satz nicht zitieren kann, wenn man ihn aus dem religiösen Kontext, aus dem er stammt und ihn zu einem quasi säkularen Versprechen macht, in dem Sinne: Wenn ihr euch nur recht erinnert, dann werdet ihr von der Schuld des Dritten Reiches befreit. Eine Intention, die Herrn von Weizsäcker sicher fernlag. Aber man muss verstehen, dass ein Missverständnis durch diesen Satz noch befördert wird, wenn man ihn aus diesem dezidiert religiösen Zusammenhang heraus nimmt. Ich plädiere deshalb dafür, dass man - wenn man ihn verwendet, den religiösen Kontext nicht ausblendet.





Für biblisches Denken und damit auch für die Kirche und für alle, die sich irgendwie auf biblisches Denken und Tradition beziehen, ist die Kategorie der Erinnerung oder besser: des Gedächtnisses natürlich von ganz elementarer Bedeutung. Ja, man muss sogar sagen: Sowohl die Synagoge, also das Judentum, als auch die Kirchen konstituieren sich überhaupt erst in einem gemeinsamen Gedächtnis. Für die jüdische Gemeinschaft ist das am deutlichsten in der Pessach-Feier präsent. Da beruft man sich auf das Wort aus 2. Mose 13, 14, wo es heißt: Wenn dein Kind dich heute oder morgen fragt, was bedeute das, dann sollst du ihm sagen, Adonai hat uns mit mächtiger Hand aus Ägypten, aus der Knechtschaft geführt.

Das wird zitiert von dem Vater der Familie. Indem man an diese Geschichte vergegenwärtigt wird sozusagen die feiernde Generation heute mit dieser ersten Generation vereint.

Das zentrale Sakrament des Christentums ist ebenfalls ein Gedächtnismahl. „Das tut zu meinem Gedächtnis“, sagt Jesus, nachdem er mit seinen Jüngern das Sedermahl gefeiert hat. In jedem Abendmahl, in jeder Eucharistiefeier, feiert die Christenheit nicht die Erinnerung an Jesus Christus, sondern sie feiert die Gegenwart Jesu Christi. Ein solches Gedächtnis ist eben mehr als ein nur daran denken, was in der Vergangenheit einmal war. Es





ist zugleich so etwas wie eine Relativierung der Zeit. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft sind Kategorien unserer Anschauung aber es sind keine wirklich absoluten Größen in diesem Denken. Vor Gott sind bekanntlich tausend Jahre wie ein Tag und was gestern war ist morgen nicht ungeschehen und der kommende Messias wirkt heute. Der Glaube denkt gewissermaßen immer auch kontrafaktisch.

Positivistisch denkende Zeitgenossen würden sagen, der Glaube ist realitätsverweigernd. Ich denke, es wäre besser zu sagen, er ist realitätserweiternd und feiert das in der liturgischen Praxis.

Ein Zitat aus Jesaja 56: „Einen ewigen Namen will ich ihnen geben, der nicht vergehen soll.“ heißt es bei dem Propheten Jesaja (56,5). Das ist der Vers, der der Gedenkstätte Yad Vashem den Namen gegeben hat. Der ewige Name steht als Repräsentanz für eine Person, deren Geschichte mit allem was sie an Gutem, an Schuld und Unglück erlebt und getan hat, offen ist und weiter wirkt in einer uns erkennbaren aber auch in einer uns verborgenen Weise repräsentiert durch das Wort „ewig“.

Was heißt das im Blick auf die Opfer der Vergangenheit?

- Dass der Toten mit Namen gedacht wird,
- dass auf der Mauer des Jüdischen Fried-





hofs in Frankfurt die Namen der Verschleppten und Ermordeten auf kleinen Täfelchen angebracht werden,

- dass die Namen von Ermordeten auf sogenannten Stolpersteinen in das Straßenpflaster geschrieben werden,
- dass die Namen von im Krieg getöteten Soldaten auf Kriegsgräberfriedhöfen genannt werden und nicht nur summarisch Zahlen von Toten genannt werden,

das ist Ausdruck einer solchen Verheißung: „Einen ewigen Namen will ich ihnen geben.“ Der „ewige Name“ benennt zudem eine letztlich nicht von menschlichen Urteilen abhängige Würde der Person: deren Unverfügbarkeit, deren Ewigkeit.

Deshalb ist es richtig, dass der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge bemüht ist, an öffentlich zugänglichen Orten an die Namen der im Krieg Getöteten zu erinnern, auch an die Namen derer, die ohne jeden Zweifel zu den Tätern gerechnet werden müssen und die sich schwerster Verbrechen schuldig gemacht haben. Die siebzehnte Kerze vor dem Dom in Erfurt brannte für den Amokschützen, der vorher sechzehn Menschen getötet hatte. Also, kein Mensch soll namenlos verscharrt werden.

Das impliziert dann aber auch, dass ohne jede Rücksicht auch von Schuld zu sprechen ist. Wer





dabei nicht selbstgerecht und bigott werden will, der muss natürlich auch auf eine Macht zumindest verweisen können, die stärker ist als alle menschliche Schuld. Von Vergebung und Versöhnung darf aber nur sprechen, wer auch von Schuld spricht. Das Jüngste Gericht, in dem alles noch einmal zur Sprache kommt -wogegen Horkheimer sich gewandt hat, was er übrigens später gar nicht mehr so getan hat -, ist das Bild, die Metapher dafür, dass jeder Mensch für seine Biografie einzustehen hat. Es verpflichtet uns, die Begriffe Schuld, Gerechtigkeit und Gnade, wenn wir sie benutzen, aber auch in einer radikalen Weise ernst zu nehmen. Es gibt keine billige Gnade, wie es auch keine gnadenlose Gerechtigkeit geben kann.

Schließlich halte ich den Gedanken für richtig, dass Soldatenfriedhöfe besonders dann, wenn sie nicht mehr in erster Linie Orte der Trauer und des privaten Gedenkens von Angehörigen sind, Orte öffentlichen Eingedenkens und Lernorte bleiben. Hüten sollten wir uns meiner Ansicht nach davor, das Gedächtnis an die Opfer und die Toten immer sehr schnell auf eine pädagogische oder auf eine politische Funktion zu reduzieren und zu verzwecken. Etwa in der Weise, dass wir sagen: „Der Sinn der Opfer besteht darin, dass wir aus der Geschichte lernen; sozusagen, dass zukünftige Generationen etwas davon haben.“ Oder: „wir erinnern uns daran, damit es nicht wieder geschieht.“ So sehr





das auch ein Motiv sein kann, wenn das aber der alleinige Grund wäre, wenn wir das kollektive Gedächtnis darauf reduzierten, dann würden die Toten ein zweites Mal instrumentalisiert und verzweckt.

Das darf um Himmels willen – um des ewigen Namens willen – nicht sein.

Deshalb denke ich, wenn Jugendliche auf Soldatenfriedhöfe gehen, müsste man überlegen, wie man das pädagogisch anleitet. Man müsste ihnen auch Gelegenheit geben, vor einem Namen stehen zu bleiben, sich einen Namen einzuprägen, Momente der Stille zu haben, um dann in die Reflexion, in die intellektuelle Bearbeitung dessen, was sie da sehen, einzutreten.

Die Erinnerung geschieht um der Opfer selbst willen und nicht für einen anderen Zweck. Dann kann man sagen, der Zweck solcher Zweckfreiheit ist ein ganz wesentlicher Beitrag zu einer Kultur der Menschenwürde, nämlich der, dass die Würde eines Menschen eben nicht mit dem Tod endet. - Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

\*\*\*







## Forum II:

# Erinnerung als Bildungsprozess





---

*Matthias Arning (Moderation)*

---

Meine Damen und Herren, ich begrüße Sie sehr herzlich zum zweiten Teil der Veranstaltung. In diesem zweiten Teil werden wir Sie mit verschiedenen pädagogischen Perspektiven versorgen, um anschließend in eine bestimmt interessante Diskussion einzusteigen. Ich habe mir noch mal von Harald Welzer eine hübsche Anekdote über einen türkischen Taxifahrer erzählen lassen. Ich möchte diese kleine Geschichte nicht größer machen, aber sie ließe sich nach einem Besuch an Frankfurter und Wiesbadener Berufsschulen beliebig variieren. Kommt man dort im Gespräch auf Auschwitz zu sprechen, dann rufen andere etwa Armenien, und schon eröffnen sich neue Problemkonstellationen – über die ohnehin schwierigen pädagogischen Prozesse hinaus, ergeben sich gleich weitere Aspekte für unsere gemeinsame Erinnerungskultur. Also, wie halten wir es mit der Zukunft der Erinnerung? – Eine schwierige Frage.

Anlässlich des 9. November diesen Jahres hat Alfred Grosser, in einer bemerkenswerte Rede in der Frankfurter Paulskirche angemerkt, dass es auch etwas Gutes habe, dass wir keine nationale Gründungserzählung in diesem eigentlichen Sinne haben wie z. B. Frankreich oder auch andere Staaten Europas. Wir könnten nun auf der Grundlage unse-





rer historischen Verantwortung, die als anerkannt gilt, unsere Republik in dem europäischen Zusammenhang verorten. Und in diesem europäischen Kontext verorten wir uns nicht als Nation, sondern als Republik. Eine ebenso interessante wie wichtige Unterscheidung.

Eine Republik, die sich inzwischen als Einwanderungsgesellschaft versteht. Deswegen ist es heute Nachmittag umso besser, dass Astrid Messerschmidt bei uns ist. Sie ist Erziehungswissenschaftlerin, war früher in Darmstadt tätig und lehrt jetzt an der Pädagogischen Hochschule in Karlsruhe.

Die Zukunft der Erinnerung – ich habe es bereits erwähnt –, das war vor zehn Jahren bereits eine große Diskussion. Eine unmittelbare Reaktion auf die Rede die Martin Walser 1998 bei der Verleihung des Deutschen Buchpreises in der Paulskirche gehalten hatte.

Die Zukunft der Erinnerung war auch Thema einer Veranstaltung der Gedenkstätte Buchenwald, auf der Wissenschaftler darüber diskutierten, ob sich seit Mitte der 1990er Jahre ein Paradigmenwechsel in der Erinnerungskultur vollzogen habe. Als Beispiel könnte die Ausstellung über die Verbrechen der Wehrmacht dienen, die pünktlich zum 50. Jahrestag des Kriegsendes 1995 den Krieg und die Gewaltverbrechen des Deutschen neu zu verstehen suchte.

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

67





Es sollte fortan keinen Zweifel mehr geben, wie der 8. Mai des Jahres 1945 für Deutsche zu bewerten sei.

Die Zukunft der Erinnerung ist auch das große Thema für den Gedenkstättenpädagogen Daniel Gaede. Er sitzt zu meiner Linken.

Über die Zukunft pädagogischer Perspektiven macht sich Monica Kingreen vom Fritz Bauer Institut in Frankfurt am Main sehr viele Gedanken. Auch sie heiße ich herzlich willkommen. Ich glaube, ich brauche das Dokumentationszentrum zur Erforschung des Holocaust nicht näher vorzustellen, da die wichtigen Debatten der vergangenen 20 Jahren vom Fritz Bauer Institut intensiv begleitet, kommentiert und hilfreich erklärt worden sind, sodass dieses relativ junge Institut sich doch in ganz kurzer Zeit einen Namen gemacht hat.

In der Reihenfolge, in der ich Ihnen die Referenten jetzt kurz vorgestellt habe, versuchen wir – weil ich inzwischen bestimmte Stichworte zur geistigen Situation der Erinnerungskultur genannt habe – von einem eher Abstrakteren zum Konkreten vorzugehen. Wir beginnen mit Frau Messerschmidt, Herr Gaede wird sich anschließen und Frau Kingreen versucht dann sehr konkret, Konflikte in schulischen Situationen zu skizzieren. – Bitte, Frau Messerschmidt.

\*\*\*





---

*Astrid Messerschmidt*

---

Zunächst darf ich mich bei den Veranstaltern sehr herzlich bedanken, dafür, dass ich heute hier sprechen darf. „Was kümmert uns der Krieg von gestern?“ lautet das Thema des Symposiums. Wessen Krieg und wessen Erinnerung sind angesprochen? Der Kriegsbegriff hinsichtlich des Zweiten Weltkrieges hat in der bundesdeutschen Öffentlichkeit immer wieder dazu gedient, eine Opfererzählung der nicht verfolgten Deutschen zu formulieren. Dabei vermeidet diese Erzählung jede Problematisierung dessen, wer eigentlich mit ‚den Deutschen‘ gemeint ist. Schließlich müssten dazu auch die deutschen Juden gehören, die deutschen Sinti und alle politisch verfolgten Deutschen des Nationalsozialismus. Implizit sind alle diese Gruppen aber nicht gemeint, wenn in deutschen Familien vom „Krieg“ die Rede ist.

Die Perspektive verschiebt sich von den Opfern des Vernichtungskrieges auf die Deutschen als ‚Kriegsopfer‘. Repräsentiert sind in dieser Rede vom Krieg nur diejenigen, die zu jener ‚Volksgemeinschaft‘ gezählt wurden, die zum nationalen Selbstbild des Nationalsozialismus gehört hat und ein wesentliches ideologisches Element des NS ausmacht. In dem Versuch, mit den Geschichten vom ‚Krieg‘ eine unschuldige Erzählung von Opfern im





kollektiven Gedächtnis zu verankern, wird somit die ideologische Grundstruktur des Nationalsozialismus – häufig ungewollt – wiederholt. Die Gemeinschaft derer, um die es dabei geht, sind unausgesprochen jene Deutschen, die den rassistischen und antisemitischen, wie auch den politischen Kriterien nationaler Identität entsprochen haben. Wiederholt wird die ideologische Rahmung des NS. Die Nachwirkungen dieser Identitätsbilder zeigen sich immer dann, wenn von den Deutschen als Leidtragenden gesprochen wird und dabei implizit die verfolgten Gruppen des NS aus dem Gedächtnis ausgegrenzt werden.

Mit dem Sprechen vom Krieg vollzieht sich in vielen deutschen Familien bis heute eine Trennung von Krieg einerseits und Vernichtungskrieg andererseits, so als gäbe es im Kontext des Zweiten Weltkriegs eine Art ‚guten Krieg‘ neben dem verbrecherischen Geschehen. Die Redewendung, ‚nach dem Krieg‘, die ich auch in meiner eigenen Familie immer wieder höre, wird häufig benutzt, um über Entbehrungen, über Hunger und über den Verlust von Heimat zu sprechen – und sie meint eben nicht gleichzeitig ‚nach dem Holocaust‘. Beide Komplexe erscheinen als zwei nicht zusammenhängende Ereignisse.

Für das Gedenken sind diese alltagssprachlichen Praktiken aus meiner Sicht fatal. Denn entweder folgt daraus ein exklusives Gedenken an die Kriegs-





toten, die als die eigenen Toten repräsentiert werden, oder es erfolgt eine historisch völlig unzulässige Vereinnahmung aller Toten, unter Verkennung der Tatsache, dass im Tod eben nicht alle gleich sind. Der Umgang mit den Bezeichnungen „Krieg“ und „Tote“ tendiert sowohl zu einer Exklusivität wie auch zu einer Vereinnahmung. Er muss aber nicht zwangsläufig dazu tendieren. Es kommt darauf an, wie dieser Umgang reflektiert wird.

In der an Gedenken und Erinnern orientierten Bildungsarbeit, wie sie auch der Volksbund anbietet, werden Perspektiven dafür entwickelt. Ohne diese Reflexion tendiert das Sprechen vom ‚Krieg‘ dazu, die innere Verwobenheit von Vernichtungskrieg und Soldatentod zugunsten einer entpolitizierenden Rede von Opfern zu verdrängen. Zur Spezifik des Zweiten Weltkriegs gehört die Doppelstruktur von Tätern und Opfern. Es ist eine Tatsache, dass die im Krieg gefallenen Soldaten zugleich Täter wie Opfer waren, da sie an einem verbrecherischen Krieg beteiligt waren und gleichzeitig diesem Krieg zum Opfer fielen. In der Bildungsarbeit des Volksbundes und vieler anderer Einrichtungen politischer Bildung in der Bundesrepublik, die sich seit vielen Jahren darum bemühen, diese Zwiespältigkeit zu reflektieren, wird eben genau versucht, diese Doppelstruktur zu bedenken. Im privaten Gedächtnis ist dieses durchaus nicht der Fall. Umso dringender bedarf es der Angebote kritischen Erinnerns.

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

71





In der Konsequenz der Auseinandersetzung mit den vielfältigen Formen direkter und indirekter Täterschaft kann es aus meiner Sicht nur gebrochene Formen des Erinnerns geben. Diese sollten dazu beitragen, ein Bewusstsein dafür zu entwickeln, dass Kriegstote im völkischen Krieg des Nationalsozialismus strukturell und institutionell involviert waren in die Verbrechen, die mit dem Vernichtungskrieg der Wehrmacht erfolgt sind. Formulierungen, die Tote unter Formeln des tragischen Opfertodes vereinnahmen, sind nicht geeignet, solch eine gebrochene Form des Erinnerns zu realisieren, denn sie überbrücken diese Brechungen noch ehe diese überhaupt benannt worden sind. Problematische, weil entdifferenzierende Gedenkformeln auf Denkmälern und Kriegsgräberstätten sollten in der Bildungsarbeit selbst zu Gegenständen der Reflexion werden.

Wie kann eine zeitgemäße Erinnerungsbildung heute aussehen? Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus bezieht sich auf ein Geschehen, mit dem keiner der Beteiligten wirklich fertig werden kann. Es gibt keine Bewältigung dieser Vergangenheit. Und genau dieses Unfertige und Unzureichende bildet den Ausgangspunkt für Bildungsprozesse, die eigene Geschichtsbilder in Bewegung bringen. Es geht eine grundsätzliche Beunruhigung davon aus, dass gebildete Menschen, die sich selbst für zivilisiert hielten, diese Verbrechen verübt haben. Die Unruhe bleibt aber aus, wenn







der Nationalsozialismus und der Holocaust als Belehrungsgegenstände in ein einheitliches Narrativ gefasst werden, innerhalb dessen diejenigen, die darüber sprechen, sich selbst als geschichtsbewusst repräsentieren können. Dann wird aus einer zu tiefst verunsichernden Geschichte eine Erzählung der Selbstvergewisserung.

Einige der Einwände in der Diskussion vorhin – insbesondere aus der jüngeren Generation hier im Plenum – haben dieses Unbehagen an einer Haltung der Selbstvergewisserung geäußert. Die jüngere Generation heute muss nicht mehr darüber belehrt werden, was aus dieser Geschichte zu lernen sei. Eher geht es darum, Zugänge zu den Fragen zu eröffnen, die diese Geschichte aufwirft. Die dritte und vierte Generation nach 1945 braucht keine Lehrer und Lehrerinnen, die schon alles verstanden haben und jetzt nur noch ihren Schülern sagen wollen, dass sie das auch so verstehen sollen. Das Unbehagen an der Erinnerung betrachte ich als eine Form der Abwehr gegen diese Selbstvergewisserung.

Die Wissensvermittlung über den Holocaust – über sein Ausmaß, die Art der Durchführung und seine ideologische Begründung – kann keiner Selbstbestätigung für das eigene moralisch gefestigte Geschichtsbewusstsein dienen. Sie läuft ins Leere, wenn sie einen nationalkollektiven Konsens der Aufarbeitung betont. Pädagogische Erinnerungs-





arbeit hat beizutragen zur Kritik an Gemeinschaftsvorstellungen, in denen die Ideologie der Volksgemeinschaft und ihrer rassistischen und antisemitischen Begründungen nachwirken. Sie hat beizutragen zu einer Sensibilität gegenüber den Bruchstellen der Demokratie, die sich heute insbesondere im Umgang mit unerwünschter Migration und mit Flüchtlingen zeigen. Es geht also um eine Erinnerungsarbeit, die sich auf die gesellschaftlichen und kulturellen Dynamiken der Gegenwart einlässt und zum Thema macht, was Jugendliche heute an ihrer Gesellschaft beunruhigt.

In Diskussionen mit derzeitigen Studierenden stellen sich neue Fragen. Mir begegnet immer wieder eine Reserviertheit gegenüber der Thematik des Nationalsozialismus, ähnlich wie das eben von einer der Teilnehmerinnen hier im Plenum geäußert worden ist. Diese abwehrende Haltung tritt häufig im Zusammenhang mit der Behauptung auf, immer noch beschuldigt zu werden. Das Interessante daran ist nun, dass diese Behauptung, beschuldigt zu werden, übergreifend geäußert wird, ganz unabhängig davon, welche nationalen Herkunftshintergründe die Studierenden haben. Darin artikulieren sich Angehörige einer Generation, die nationale Herkunftshintergründe relativiert, weil Migration und Interkulturalität zu ihren alltäglichen Erfahrungen gehören. Sie bringen zum Ausdruck, dass sie die geschichtliche Aufarbeitung in der Form,





wie sie offensichtlich immer noch erlebt wird, zurückweisen. Zunächst hat mich diese Haltung sehr irritiert, weil ich mich gefragt habe, wie kann es eigentlich sein, dass sie jetzt alle ‚wir‘ sagen. Wen meinen sie mit diesem ‚Wir‘? Es handelt sich offensichtlich nicht mehr um ein nationales ‚Wir‘, sondern eher um die Artikulation einer geteilten Generationenerfahrung.

In der jüngeren Generation wird mit dieser übergreifenden Projektion, für die Geschichte zu Unrecht beschuldigt zu werden, auf eine problematische Weise die postnationale Konstellation realisiert. Moralisierende Formen des Gedenkens werden als Zumutung empfunden und abgewehrt. Geteilt wird eine problematische Reserviertheit gegenüber der Thematik Zweiter Weltkrieg und Nationalsozialismus. Zugleich liegt darin eine Herausforderung, die Art der Vermittlung kritisch zu reflektieren. Gelernt wird offensichtlich weniger aus der Geschichte, sondern vielmehr aus dem Umgang mit der Geschichte. Aus pädagogischer Sicht stellt sich die Frage, wie eine migrationsgesellschaftliche Erinnerungsarbeit zu realisieren ist, die dieser Abwehr und Reserviertheit entgegen arbeiten kann und gleichzeitig an den Interessen der jüngeren Generation anknüpft.

Ausgehend von den vielfältigen Beziehungen zur Zeitgeschichte wird eine Differenzierung in der Er-





zählung von Täterschaft und von Opfern benötigt, weil wir eine Gesellschaft der Migration und Interkultur sind und keine Gemeinschaft nationaler Homogenität. Erst in letzter Zeit beginnt die pädagogische Erinnerungsarbeit sich darauf einzulassen. Das heißt, beim Umgang mit dem Nationalsozialismus geht es in erster Linie nicht mehr um eine Angelegenheit nationaler Zugehörigkeit, sondern es geht um eine Reflexion und Wissensvermittlung, die vielfältige Anknüpfungspunkte bietet für Gruppen und Einzelne aus unterschiedlichen kulturellen, nationalen und religiösen Hintergründen.

Es geht im Grunde um ein europäisches Gedächtnis, das zu entwickeln ist, wobei gleichzeitig die Spezifik deutscher Täterschaft nicht aus dem Blick verloren gehen darf. Denn mit der Multiperspektivität auf den NS besteht die Gefahr, auf elegante Weise die spezifische Verantwortung der Deutschen zu relativieren, wenn vielfältige Täterschaften in den Blick rücken. Der Hinweis bspw. auf kroatische und rumänische Täterschaft kann dazu benutzt werden, Verantwortung für Verbrechen zu nivellieren und zu entkonkretisieren und die deutsche Verantwortung für die Massenverbrechen herunter zu spielen.

Angesichts des europäischen Ausmaßes des nationalsozialistischen Herrschaftszusammenhangs und angesichts eines zunehmend globalisierten Ho-



locaustgedächtnisses ist in der pädagogischen Erinnerungsarbeit deutlicher herauszustellen, dass die Geschichte nicht einfach den Deutschen gehört, sondern dass es sich um eine Geschichte jenseits nationaler Identitäten handelt, um eine internationale Geschichte, um eine europäische Geschichte. Gleichzeitig geht es eben darum, in der Erinnerungsarbeit zu einer Analyse von Täterschaft zu kommen, die Gleichsetzungen und Relativierungen vermeidet. Dafür bedarf es einer genauen Sichtweise darauf, wie der Nationalsozialismus als ein europäisches Geschehen funktioniert hat, wer da wie beteiligt war und wie genau das ausgesehen hat. In der Erinnerungspädagogik hat Ulla Kux den Ansatz der „Beziehungsgeschichte“ entwickelt. Darin wird versucht, die Erinnerungsarbeit in der postnationalsozialistischen Gesellschaft – als solche möchte ich die gegenwärtige deutsche Gesellschaft in den Nachwirkungen des Nationalsozialismus beschreiben – von der Fixierung auf die deutsche Abstammungsgemeinschaft zu lösen. Dies kann dazu beitragen, die vielfältigen Erfahrungen beim Umgang mit erinnerter Geschichte zum Gegenstand der Reflexion zu machen. Erinnerungskultur in der Einwanderungsgesellschaft wird dabei nicht als Maßnahme zur Integration in ein deutsches Geschichtsbild verstanden, sondern als Prozess interkultureller Verständigung über eine Verbrechen Geschichte, die global bedeutsam ist und auf die auf vielfältige Weise erinnert wird.



Kennzeichnend für diese Bildungsansätze ist das Bemühen um Perspektivenerweiterung.

In den vergangenen Jahrzehnten war die pädagogische Aufarbeitung der NS-Verbrechen oft davon gekennzeichnet, dass eine moralische Übereinstimmung in der Verurteilung der Verbrechen erreicht werden sollte. Das wurde häufig mit diesem Slogan: „Nie wieder!“ gekennzeichnet. Immer wieder wird dabei Bezug genommen auf den ersten Satz aus Adornos berühmtem Rundfunkvortrag „Erziehung nach Auschwitz“ von 1966: „Die Forderung, dass Auschwitz nicht noch einmal sei, ist die allererste an Erziehung. Sie geht so sehr jeglicher anderen voran, dass ich weder glaube, sie begründen zu müssen noch zu sollen“. Diesen ersten Satz stelle ich meistens zurück, wenn ich mit Studierenden Adornos Text diskutiere, weil der erste Satz im Grunde den Zugang blockiert. Der Satz ist pädagogisch verbraucht, weil er benutzt worden ist, um sich einer moralisch sicheren Position zu vergewissern – und genau diese Position kann es in den Nachwirkungen des NS nicht geben. Heute muss ich keiner Studentin und keinem Studenten mehr sagen, dass Auschwitz nicht noch einmal sein soll. Eher gehe ich von einem grundsätzlichen Zutrauen in ein gewisses Maß an Aufarbeitung aus, auch wenn das manchmal nicht zutrifft. Denn das Zutrauen in die Lernenden bringt das Denken in Bewegung, so dass es möglich wird, darüber zu





sprechen, was Adorno in diesem Text sagt und was Erziehung oder Bildung ‚nach Auschwitz‘ meint.

Mir geht es darum, vielfältige Perspektiven auf die Geschichte zu ermöglichen, wie sie sich in einer Migrationsgesellschaft ergeben. Als ein wesentliches Element für einen Perspektivenwechsel in der Gedenkpraxis betrachte ich die kritische Auseinandersetzung mit meinen eigenen Selbstbildern und mit kollektiven nationalen Selbstbildern, wie sie insbesondere anlässlich von Gedenktagen zum Ausdruck kommen. Wie repräsentiert sich diese Gesellschaft, wenn sie an die Toten der Weltkriege erinnert? Welches Selbstbild zeichnet sie dann von sich? Wenn Trauer und Gedenken das Selbstbild einer Leidengemeinschaft zeichnen, dann werden die differenzierten Positionen von Täterschaft, Mittäterschaft und Zuschauerschaft verdrängt. Aus dem Gedenken würde dabei ein Ritual nationaler Selbstentlastung. Demgegenüber sollte das Gedenken an die Toten der Weltkriege zur Differenzierung beitragen und Denkanstöße geben, um sich mit den Bedingungen auseinanderzusetzen, die zu den Weltkriegen geführt haben.

Das europäische Ausmaß und die globalen Folgen des Zweiten Weltkriegs sind wesentliche Bestandteile einer Gedenkpraxis, die nationale Selbstbestätigungen vermeidet und sich auf die Gegenwart europäischer Migrationsgesellschaften einlässt.





Es handelt sich um eine Gesellschaft vielfältiger Zugehörigkeiten, wodurch sich verschiedene Beziehungen zur Geschichte, insbesondere des Zweiten Weltkriegs, ergeben haben. In der außerschulischen Erinnerungsbildungsarbeit, im Geschichtsunterricht und in akademischen Lehrveranstaltungen artikulieren Teilnehmende, Schüler/innen und Studierende ihre Geschichtsbeziehungen auf dem Hintergrund ihrer Familiengeschichten aus ganz unterschiedlichen Perspektiven: Es handelt sich um Geschichten von Partisanenerfahrungen, Geschichten von Überlebenden des Holocaust, Erfahrungen aus Polen, Rumänien, Tschechien, so dass ich als Pädagogin und Wissenschaftlerin herausgefordert werde, andere Geschichtsbezüge herzustellen, als sie in der deutschen Mehrheitsgesellschaft repräsentiert sind und mich einzulassen auf die Gegenwart der Migrationsgesellschaft. Das halte ich für sehr produktiv, da entsteht eine neue Diskussion. Aus meiner Sicht hängt die Zukunft der Erinnerung davon ab, wie es gelingt, diese vielfältigen Beziehungen jeweils zum Ausdruck kommen zu lassen, ihnen Raum zu geben und viele Gelegenheiten zu schaffen, um sie zu reflektieren. – Vielen Dank.

\*\*\*







---

*Daniel Gaede*

---

Ich bin nicht hergekommen, um die Geschichtsbilder meiner Vorrednerin zu sortieren. Ich werde einfach noch ein paar dazu geben. Im Verlauf der Vormittagsrunde habe ich überlegt, wie ich meine Erfahrungen am besten einbringen kann. Ich gliedere sie nach Orten, weil es ja auch bei der Kriegsgräberfürsorge um konkrete Orte geht, meistens um Friedhöfe, aber eben nicht nur.

Ich werde reden über Wetzlar, über Mechelen in Belgien, über Buchenwald, wo ich seit 1995 arbeite, über ein Dörfchen mit dem Namen Madlitz bei Fürstenwalde und über Flößberg. Ich fange an mit Wetzlar, wo ich neben einer Kaserne groß geworden bin. Manche werden wissen, dass man dort seinen Grundwehrdienst bei der Bundeswehr leisten konnte. Dort liegt mein Bruder auf einem Zivilfriedhof begraben. Geboren wurde er in Wetzlar. Gestorben ist er im Alter von 19 Jahren in Nablus oder Schchem oder dem biblischen Sichem, auf der Westbank oder in Judäa und Samaria? Gestorben? Getötet durch die Bomben eines Zivilisten, eines Terroristen oder eines palästinensischen Freiheitskämpfers?

Es war ein Attentat auf einen Bus mit Freiwilligen der Aktion Sühnezeichen Friedensdienste, und ich

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

81





erzähle Ihnen dieses Beispiel, was vor langer Zeit im Jahr 1978 passiert ist, um Ihnen deutlich zu machen, dass schon allein bei der Beschreibung des Geschehens, des Ortes und der Tat zu klären ist, mit welchen Worten und Interessen und aus welchem Blickwinkel man diese Geschichte überhaupt beschreibt. Insofern ist für mich ganz wichtig, dass man bei der Nutzung von Begriffen möglichst deutlich bleibt. Täter sind nicht ein Leben lang Täter, Opfer nicht ein Leben lang Opfer. Und die, die damals in diesem Bus saßen, können zu Recht fragen: Sind wir eigentlich mit „Opfer“ richtig beschrieben? Waren wir nicht auch Täter in dem Sinn, dass wir uns selbständig in diesen Konflikt hineinbegeben haben und mit unseren natürlich beschränkten Mitteln hofften, ein bisschen mehr Verständigung erreichen zu können, vermittelt durch einen jüdischen Pazifisten? Ich würde mich in dieser Situation nicht allein als Opfer beschreiben, obwohl das doch scheinbar so nahe liegt.

Vom Grab meines Bruders konnte man 1978 frei auf die Kasernen sehen, die Dominanz des Militärischen schien unabänderlich zu sein. Inzwischen ist der Blick verstellt, die Bäume sind hochgewachsen, die Kaserne leer, die meisten der damals umliegenden Gräber schon wieder eingeebnet. Auch das sage ich in Anknüpfung an Herrn Welzer: Die Szenerien bleiben nicht statisch stehen und die Gesellschaft, in der wir leben, ändert sich auch. Die





Bezüge werden verändert, die Kaserne wird längst zivil genutzt. So viel zum Stichwort Wetzlar, was Ihnen wahrscheinlich noch ganz andere Assoziationen, wie Goethe usw., liefern könnte. Ich habe dieses Beispiel gewählt, weil ich mich damit am besten auskenne. Ich glaube, unsere Diskussionen werden dann fruchtbar, wenn wir die eigenen Erfahrungen reflektieren, die Dinge auch mal aus einer anderen Sicht sehen und nicht versuchen, sie legitimatorisch zu missbrauchen.

Das zweite Beispiel: Mechelen und Friedhöfe in Belgien aus dem Ersten Weltkrieg. Im Rahmen einer Fortbildung konnte ich für sechs Wochen von der Gedenkstätte Buchenwald nach Belgien gehen. Zuerst zu dem Jüdischen Museum für Deportation und Widerstand in Mechelen, weil wir auch zu Schülern der Nachbarstadt Leuven sehr intensiven Kontakt haben, wiederum nicht auf die Geschichte bezogen, sondern auf die Gegenwart. Den Bürgermeister dort treibt die Sorge um, dass der Populismus von Vlaams Belang und von anderen Nationalisten auch seine Jugendlichen anstecken könnte. Und er hofft, dass durch die Auseinandersetzung mit der Geschichte diese aktuelle Gegenwart und die Perspektiven einer Zukunft ohne Populismus doch ein bisschen besser abgesichert werden könnten. Also haben wir hier genau das Beispiel zu dem, was Herr Welzer beschrieben hat.





Für mich persönlich war der Erste Weltkrieg, ehrlich gesagt, weit weg. 1914 bis 1918, 1939 bis 1945 stand zwar auf vielen westdeutschen Kriegerdenkmälern. Ich habe mich, in Klammern, immer gefragt: Ist noch Platz für einen Dritten Weltkrieg? In Belgien habe ich erlebt, wie intensiv noch beide Weltkriege in der Erinnerung der dortigen Bevölkerung präsent sind, jedenfalls bei den Menschen, mit denen ich zu tun hatte. Die Kriege waren für sie keine abstrakten Größen, sondern gekoppelt mit persönlichen Schicksalen. Ich erwähne es, weil zum Beispiel auf einem Friedhof für belgische Soldaten die Fahne auf jedem Grabstein als nationales Zeichen zu sehen war. Weiter stand da der Name, das Sterbedatum und möglicherweise noch der militärische Rang. Zwischen zwei Steinen stand noch ein Extraschild. „In Erinnerung an unseren Sohn und Bruder“ – von der Familie, mit einem Bild des Gefallenen dazugesetzt. Auf einmal merkt man, das ist nicht ein Stein unter Hunderten, sondern es geht um eine persönliche Geschichte. Und ich denke, das ist auch genau der Punkt, an dem Sie ansetzen; Mit Biographien verdeutlichen, was hinter Namen und Grabsteinen an verschiedenen Lebensentwürfen gestanden hat, die auf diese Weise geendet sind. Mein drittes Beispiel ist Buchenwald, wo ich jetzt für die pädagogische Arbeit verantwortlich bin. Der Ort wirkt katalytisch für Besucher, wenn man es ihnen erlaubt, ihre Fragen, ihre Ideen und Erfahrungen zu äußern und sich diesem Ort anzunä-





hern. Ein Beispiel: Wir haben seit Jahren Gruppen aus Zentralamerika zu Besuch. Eine Maya-Indianerin sagte zu mir bei der Ankunft, wir müssten zunächst eine Zeremonie durchführen und sehen, ob die Seelen der hier ermordeten Menschen dafür bereit sind, dass wir diesen Ort betreten. Für uns war das erst einmal eine sehr fremde Vorstellung. Die ganze Gruppe bestand nicht nur aus Indianern aus Guatemala. Mit Respekt wurde die Zeremonie durchgeführt und festgestellt, dass die Gruppe kommen dürfe. Ich erwähne es, weil der Blick dieser Menschen auf die Gedenkstätte Buchenwald, insbesondere auf die zweite Geschichte des Ortes von 1945 bis 1950 als sowjetisches Speziallager, ein ganz eigener war.

Die Massengräber, die erst nach 1989/90 als solche markiert wurden, erinnerten sie an die Herausforderung, wie man in von Bürgerkriegen zerrissenen Ländern an verschiedene verfolgte Gruppen und Täter denkt, weil genau auf dem Friedhof des Speziallagers glatte Zuordnungen nicht greifen.. Wir können nicht sagen, „Unschuldige Deutsche“, „Opfer des Stalinismus“, wir können auch nicht einfach sagen: „Alles Nazis, an die man nicht erinnern sollte“, wie der Gedenkstätte auch vorge schlagen wurde.

Das folgende Beispiel beschreibt einen möglichen Umgang mit der komplexen Situation: Im Jahr





1996 wurde von einer Frau eine Schleife auf dem Friedhof aufgehängt, auf der stand: „Meinem geliebten armen Großvater Curt Rühle von Lilienstern, zum 50. Todestag. Gestorben 8. Jan. 1946, Seine Enkelin, 8. Jan.1996“. Und dann: „Er war Generalmajor und Opfer seiner soldatischen Oberrigkeitstreue, die auch vor Hitler nicht haltgemacht hat. Ich wünschte, er hätte sich verweigert. Er möge in Frieden ruhen.“ Diese so knapp formulierte persönliche Sicht, die nicht außer Acht lässt, dass jeder neben der familiären auch politische oder gesellschaftliche Rollen füllt, ist sehr selten und war in der Auseinandersetzung mit den Zentralamerikanern mit ihrer sehr komplizierten Geschichte von Verfolgung, von Menschenrechtsverletzung sehr wichtig. Ich erzähle es auch, weil es aus ihrer Sicht gar nicht verständlich ist, wie wir in Deutschland Gedenkstättenpädagogik, Friedenserziehung, Konfliktmanagement und Menschenrechtsbildung überhaupt voneinander trennen können. Sie sagten: „Wenn wir eine neue Gesellschaft aufbauen wollen, dann brauchen wir doch alles.“ Mein Verdacht ist, dass wir in einer Luxussituation leben, in der man diese Pädagogiken trennen und es sich leisten kann, in Gedenkstätten die Pädagogik auf Menschenrechte zu beziehen oder auch nicht. Dieser Bezug ist nicht selbstverständlich, und deshalb erwähne ich es hier, um deutlich zu machen, dass es auch in unserer Disziplin Kontroversen gibt.





Nächstes Beispiel: Madlitz. Die Martin-Niemöller-Stiftung, hier in Wiesbaden ansässig, hatte erfahren, dass während des Zweiten Weltkriegs Zwangsarbeiterinnen aus der Ukraine auf ein Gut in Madlitz verschleppt worden waren und daher dafür gesorgt, dass die Überlebenden noch einmal dorthin kommen konnten. Die Besucher stellten dann fest, dass der Ort, an dem ihre Toten begraben worden waren, nicht kenntlich war und der Blumencontainer des örtlichen Friedhofs an der Stelle ihrer Gräber stand. Das wurde inzwischen geändert. Jetzt markiert den Ort ein Gedenkzeichen, das von einem orthodoxen Priester aus der Ukraine eingeweiht wurde. Die Frauen, die als Kinder und Jugendliche mit ihren Müttern auf dem Gut in Madlitz waren und dort arbeiten mussten, erfuhren während des Besuchs, dass die Tochter eines Vorarbeiters von damals mit im Saal war. Just dem, der sich den Zwangsarbeitern gegenüber sehr positiv verhalten hatte. Er steckte ihnen Essen zu und warnte sie, wenn „der Blaue“, der Scharfmacher kam. Dieser andere Vorarbeiter hatte sich 1945 abgesetzt und überlebte, doch ihr Vater wurde denunziert und in die Sowjetunion verschleppt. Er kam nie zurück.

Wie sollten sich diese Frauen begegnen? Sie haben sich in die Arme genommen und auf diese Weise eine Brücke geschaffen, die man mit Worten vielleicht nicht herstellen kann. Das Ergebnis dieser





Begegnung und auch dieses Zeichensetzens ist jetzt, dass der Bürgermeister und der Pfarrer von Madlitz sagen: „Wir sollten schauen, dass sich die Jugendlichen aus unseren Ortschaften treffen, also den Blick nach vorne richten und diese Erinnerung nutzen, um neue Möglichkeiten der Verständigung zu eröffnen.“

Als letztes Beispiel darf ich Flößberg nennen. Flößberg war ein Außenkommando des Lagersystems von Buchenwald. Es ist ein Ort, wo nur noch der Friedhof übrig geblieben ist, aber nicht mehr das Lagergelände. Der Friedhof sollte geschlossen und die Toten auf einen anderen Friedhof umgebettet werden. So wie es anklang, wohl auch aus Kostengründen. Die Auseinandersetzung um diesen Friedhof ist inzwischen so ausgegangen, dass keine Umbettung stattfindet. Und diejenigen, die sich für den Erhalt eingesetzt hatten, argumentierten: „Dies ist das Letzte, was auf dieses Rüstungswerk noch verweist. Es sind die letzten Spuren, die auf das Schicksal der hier inhaftierten Zwangsarbeiter und KZ-Häftlinge aufmerksam machen und wir sollten den Ort dafür nutzen, ihre Geschichte in's Gedächtnis zu rufen. Mit Studenten ist ein Konzept entwickelt worden, wie so ein Ort nicht isoliert betrachtet, sondern in Bildungsarbeit eingebettet werden kann.“







Mit dieser kleinen Reise durch verschiedene Orte wollte ich Ihnen deutlich machen, dass das, was Sie beschäftigt – nämlich die Frage: „Was macht man mit Orten, die gestaltet werden müssen, um zu verhindern, dass sie zuwachsen und in Vergessenheit geraten?“ – dann eine gute Form bekommt, wenn wir uns als erstes fragen: „Wer kommt dorthin? Wer sollte dorthin kommen und mit welchen Interessen?“ Das nennt man dann Adressatenorientierung. Mit diesem Ansatz haben wir in der Gedenkstätte sehr viele offene Gespräche ermöglicht, die gar nicht darauf hinausliefen, dass wir möglichst gut unsere Botschaft – ja welche denn? – verkaufen, sondern dass wir in einen Austausch treten mit unseren Besuchern, in einen Dialog, für den ich auch gerne hierher gekommen bin. Ich biete Ihnen an, zu den Bildungsfragen – über diese zehn, zwölf Minuten hinaus – weiter in Kontakt zu bleiben. Und ich denke, es gibt eine ganze Reihe gemeinsamer Fragen, die wir in die Zukunft gerichtet zusammen beantworten können.

Letzter Gedanke: Als ich eingestellt wurde, fragte mich unser Direktor: „Können Sie sich vorstellen, wie dieser Gedenkort in 50 Jahren aussieht?“ Was sagen Sie da in einem Bewerbungsgespräch? Ich habe gesagt: „Ein fertiges Bild habe ich nicht in der Tasche, aber es gibt Programme und Methoden, wie z. B. brainstorming und consequence mapping, mit denen man solche Prozesse der Fan-





tasieentwicklung und der Präzisierung umsetzen kann.“ Und dann kann man auch sehr wohl Pläne entwickeln und sagen, was wir als Nächstes brauchen. Ich denke, das gilt nicht nur für uns. Ich danke Ihnen, dass ich kommen durfte.

\*\*\*





---

*Monica Kingreen*

---

Sie haben mich als Mitarbeiterin des Fritz Bauer Instituts, das sich mit der Geschichte und Wirkung des Holocaust beschäftigt, bzw. des pädagogischen Zentrums des Fritz Bauer Instituts und des jüdischen Museums heute hier eingeladen. Das gibt mir die Gelegenheit, einige pointierte Schlaglichter und Problemaufrisse zur Thematisierung des Holocaust in Bildungsprozessen insbesondere für Schüler in Haupt- und Realschulen zu geben. Manches haben wir heute schon gehört.

Ich möchte das Thema unter vier Aspekten betrachten. Beginnen möchte ich mit dem häufig und gerne zitierte Stichwort „Wir können es nicht mehr hören!“ Unterricht zum Thema Nationalsozialismus und Holocaust wird in der Regel von Lehrkräften als ein ganz besonderes Thema gesehen, nicht als eines der vielen, das man im Laufe der Zeit so unterrichtet. Zu keinem Unterrichtsthema haben Lehrer an ihren eigenen Unterricht einen so hohen Erwartungsdruck, was der Unterricht alles bewirken soll, wie bei diesem.

Er soll beispielsweise dazu beitragen, dass die Schüler gegen Rechtsextremismus immunisiert werden, dass sie sich gegen Rassismus, Fremdenfeindlichkeit und Antisemitismus aktivieren, Zivilcourage

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

91





im Alltag zeigen, solchen Tendenzen ein „Nein“ oder „Nie wieder!“ entgegensetzen. Aber auch auf der Alltagsebene gibt es teilweise Erwartungen, dass Diskriminierung und Mobbing im Klassenraum oder auf dem Schulhof weniger würden. Ein solcher Unterricht soll im wesentlichen funktionieren wie ein Automat: oben wird etwas hineingegeben, dass dazu führt, dass unten Entsprechendes herauskommt. Kurzum dieser Unterricht soll die Schüler zu besseren Menschen machen, also quasi als moralische Läuterung fungieren, und „richtige“ Haltungen und Einstellungen sollen gefördert werden. Aus der Geschichte soll „das Richtige“ gelernt werden. Ob das überhaupt möglich ist, wird häufig weniger reflektiert. Vor allem steht für viele dieser Lehrkräfte dezidiert fest, was zu lernen ist. Dieses wird in moralischen Appellen gepredigt, die sich als moralinsaure Soße über die Schüler ergießen. Hinzu kommen des öfteren noch schockartig eingesetzte Bilder der sogenannten Leichenbergpädagogik.

Dass sich Schüler gegen einen solchen Unterricht wehren mit den in der Öffentlichkeit immer wieder gern zitierten Worten „Wir können es nicht mehr hören!“ spricht meines Erachtens für eine adäquate Reaktion. Dass eine solche Reaktion dann allgemein als angeblich nicht vorhandenes Interesse am Thema Holocaust interpretiert wird und nicht als durchaus legitime Abwehr gegen eine solche be-





vormundende Art von Unterricht, wird häufig bei dieser verkürzenden Schlussfolgerung übersehen.

Natürlich gibt es auch das gegenteilige Bild von Lehrern, die das Thema schulbuchmäßig abhandeln, sach- und faktenorientiert und innerlich froh sind, wenn sie es „hinter sich haben“ und von Schülerseite keine vermeintlich „unpassenden“ Kommentare kommen bzw. diese „unauffällig“ oder erfolgreich abgewehrt werden konnten. Solche Lehrer sind zu diesem Thema für Schüler selber wenig präsent.

Beide diesen zugegebenerweise überzeichneten Haltungen von Lehrkräften werden Chancen vertan, Schülerinnen und Schülern historische Kenntnisse zum Thema NS und Holocaust zu vermitteln und ihnen dazu vor allem auch einen eigenen Zugang dazu ermöglichen. Das erfordert genügend Zeit für eine freilassende persönliche Auseinandersetzung, bei der neben historischen Kenntnissen auch Emotionen eine legitime Rolle spielen sollten.

Jugendliche spüren bei den Erwachsenen vielfältige Emotionen, Empfindlichkeiten, Scheu, Abwehr, insgesamt wenig Gelassenheit und wenig Freiraum im Denken und Sprechen können sie gefühlsmäßig wahrnehmen. Insofern ist es von außerordentlicher Bedeutung, dass die Vermittler sich mit ihren persönlichen Zugängen zu dieser Thematik beschäfti-





gen und sich ihre Erfahrungen im Laufe der Jahre in Familie, Schule und im Freundeskreis und auch mit sich selber durch Lektüre, Filme oder Begegnungen verdeutlichen – sicher auch in ihren Widersprüchlichkeiten und Beweggründen und Zielrichtungen. Trude Simonsohn, eine Überlebende von Theresienstadt und Auschwitz, formuliert das nach ihren langjährigen Erfahrungen als Zeitzeugin in Schulklassen prägnant: „Der Lehrer muss mit dem Thema für sich selber durch sein, dann hat auch die Klasse eine Chance, sich auf den Holocaust einzulassen“. Vielleicht stutzen Sie – das habe ich damals auch getan, als ich die Formulierung hörte – „mit dem Thema für sich selber durch sein“ – wohlgemerkt nicht fertig sein. Also ein notwendiger persönlicher Prozess vor der Vermittlung.

Die Ergebnisse der aktuellen Umfrage der Zeit von vor wenigen Wochen, in der 14-19-Jährige zum Nationalsozialismus befragt wurden, bestätigen deutlich diese Einschätzung:

- 69 % interessieren sich sehr für die NS-Zeit.
- 43 % stimmen der Aussage zu „In der Schule wird erwartet, dass man auf jeden Fall Betroffenheit zeigt.“
- 41 % stimmen der Aussage zu „Man kann seine Meinung über die NS-Vergangenheit in Deutschland nicht ehrlich sagen“.





Spannend – insbesondere auch für Ihren Kontext hier – ist der folgende Befund: 56 % stimmen der Aussage zu „Meine Familie hat sich in der NS-Zeit nichts zuschulden kommen lassen“ – bei den über 45-Jährigen sind es dagegen 78 % – Ich denke, da liegt für die Zukunft noch eine bedeutsame Herausforderung zur Beschäftigung – nicht nur von Jugendlichen – mit der eigenen Familiengeschichte in der NS-Zeit bzw. im Krieg. Ich komme nun zum zweiten Aspekt: „Nicht nur über den Holocaust sprechen“ – Die Notwendigkeit einer erweiterten Perspektive.

In viel stärkerem Maße müsste in Bildungsprozessen die Teilhabe jüdischer Deutscher an der deutschen Gesellschaft in Kaiserreich und Weimarer Republik insbesondere im Alltagsleben verdeutlicht werden, die Selbstverständlichkeit des Umgangs christlicher und jüdischer Bürger miteinander und der Teilhabe an der gesellschaftlichen Gestaltung. Und dies nicht in der negativen Konnotation – wie es immer wieder zu finden ist, „sie schienen relativ gut integriert“ „sie fühlten sich als Deutsche“ „es gab kein Ghetto“ oder „sie lebten bei uns“ ... oder „mitten unter uns“. Das kraftvolle individuelle deutsch-jüdisches Selbstverständnis und Identität in einer akzeptierenden Alltagsumwelt müsste für Schüler deutlich werden.





Ein kleines anschauliches Beispiel dazu aus dem Herborner Tageblatt vom November 1932:

„Kaufmann Leopold Hecht wird morgen, am Dienstag 70 Jahre alt. Gesund und rüstig kann Herr Hecht sein Wiegenfest feiern, zu dem auch wir herzlich gratulieren. Das von ihm geleitete Geschäft gründete Herr Hecht im Jahre 1896 und hat es bis heute zur Zufriedenheit seiner gesamten Kundschaft geführt. ... Er hat sich hier durch seine gerade und aufrichtige Art, die mit echter Liebenswürdigkeit gepaart ist, sehr viele Freunde erworben und erfreut sich in allen Kreisen der größten Hochschätzung. ... Möchte seine segensreiche Wirksamkeit noch weitere lange Jahre dauern.“

Wir entwickeln zur Stärkung dieser Perspektive derzeit als pädagogisches Arbeitsmittel die Website „Vor dem Holocaust – Fotos zum jüdischen Alltagsleben in Hessen“. Hier werden demnächst zahlreiche Fotos zu zahlreichen hessischen Orten präsentiert werden.

Jüdische Deutsche bleiben durch die gängige Art der Vermittlung in der Regel fremd, werden lediglich allgemein als Juden bezeichnet nicht als Staatsbürger. So kann man es Schülern nicht wirklich verübeln, wenn ihnen bei der Analyse des NSDAP-Programm von 1920 nicht als alarmierende Forderung auffällt, dass jüdische Staatsbürger auszubürgern seien, da sie ja schon zuvor immer als Beson-







dere und damit als Fremde erschienen und Juden nicht als Deutsche wahrgenommen werden.

Gleichzeitig müsste der Kampf der Demokraten gegen den zunehmenden Nationalsozialismus in der Weimarer Republik viel stärker herausgearbeitet werden. Ich finde es immer wieder erschütternd, dass die Stichworte Reichsbanner und Eiserne Front vielen Erwachsenen, Lehrkräften, Lehramtsstudenten, geschweige denn Schülern nichts sagen, diese Organisationen stehen für den Kampf gegen den stärker werdenden Nationalsozialismus, um den Erhalt der Demokratie der Weimarer Republik.

Gleiches gilt auch für die Abwehrarbeit von jüdischer Seite im Centralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Hier besteht auch eine gute Möglichkeit, den Antisemitismus der Zeit gespiegelt in den Reaktionen auf ihn zu zeigen und nicht – quasi unbeabsichtigt – als eine Art „Werbeveranstaltung“ eins zu eins auf der Bildebene in Schulbüchern zu präsentieren.

Ich komme zum dritten Aspekt: zur Thematisierung des Nationalsozialismus. Die Analyse des ideologischen Potenzials des die Herrschaft über Europa anstrebenden Nationalsozialismus müsste prägnanter herausgearbeitet und präsent sein: die Ungleichwertigkeit der Menschen, Moral nur für eine Teilgruppe, und der Antisemitismus als eine





der ideologischen Grundlagen eines staatlichen terroristischen Systems.

Der Rassismus und die Gewalttätigkeit anderen Völkern gegenüber, Die Gewalttätigkeit des Nationalsozialismus gegenüber Andersdenkenden, und die Machtansprüche anderen Ländern gegenüber müssen in der zeitlichen Entwicklung ansatzweise deutlich werden.

Somit würde auch die systematische Zertrümmerung der Demokratie in kurzer Zeit und praktisch ohne Gegenwehr und des Rechtsstaates mit den Grundsätzen der Gleichwertigkeit der Bürger für Schülerinnen und Schüler sinnhafter werden können. Das Menschenbild unserer demokratischen Gesellschaft von der Gleichwertigkeit aller Menschen würde als diametral entgegengesetzter Entwurf dem gegenüber besonders deutlich werden. Wenn sich bei den Jugendlichen und jungen Erwachsenen der Eindruck ergibt, dass der Nationalsozialismus lediglich ein Problem jüdischer Deutscher oder der jüdischen Bevölkerung in anderen europäischen Ländern sei, dann ist auch hier etwas falsch gelaufen. Die Verfolgung jüdischer Deutscher und die Verfolgung politischer Gegner insbesondere in den ersten Jahren der NS-Zeit ist verstärkt als Folge der zu schwach entwickelten deutschen Demokratie und des Versagens des zivilen Gemeinwesens zu diskutieren.





Nur wenn klar wird, wie brutal dieses normale Leben jüdischer Deutscher durch die Zertrümmerung einer demokratischen Gesellschaft ab 1933 zerstört wurde, können Jugendliche diesen absoluten Lebensbruch in seinen weiteren Phasen von Diskriminierung, Ausgrenzung, Flucht bzw. Verschleppung und Ermordung verstehen. Außerdem ergeben sich anschlussfähige Diskussionen zum Heute der westlichen Demokratien und der Bedrohung durch die islamistische Ideologie. Bedeutsam ist in diesem Zusammenhang auch, dass vermittelt wird, dass nicht alle Deutschen Nazis wurden, dass es viele – leider insgesamt zu wenige – gab, die sich äußerlich und innerlich dem NS entgegenstellten, ihre humane Orientierung und ihre Mit-Menschlichkeit beibehielten und Verfolgten zur Seite standen.

Der biografische Ansatz ist hier ein pädagogisch angemessener Weg, um Handlungsentscheidungen deutlich werden zu lassen. Gleichzeitig bieten sich positive Orientierungsmöglichkeiten, Personen kennen zu lernen, die sich in der NS-Zeit ihre Menschlichkeit und ihr Mitgefühl mit verfolgten Nachbarn, Freunden und Mitschülern oder ihnen Unbekannten bewahrt hatten und sich nicht von der NS-Ideologie der Ungleichwertigkeit von Menschen und der Konstruktion von „Übermenschen“ und „Untermenschen“ beeinflussen ließen und Verfolgten zur Seite gestanden. Hier sind durchaus auch kleine unterstützende Gesten, es muss nicht





immer gleich das Versteck auf dem Dachboden sein. In der Auseinandersetzung mit solchem unterstützenden Verhalten ist in der Spiegelung auch ein anderer Blick auf das Verhalten der Mehrheitsgesellschaft möglich. Immer noch findet sich ja bei Schülern und auch beispielweise bei Lehramts-Studenten meiner Seminare der überzeugte Hinweis, man konnte nichts machen, sonst wäre man ja gleich selber verhaftet und im KZ gelandet.

Die Beschäftigung mit den Reaktionen der Presse des demokratischen Auslands ist hochinteressant und wird noch viel zu wenig genutzt. Dies ist m.E. ausgesprochen notwendig, auch um die NS-Ideologie in der Spiegelung zu erleben und nicht „ungebrochen“ zu transportieren. Auf die Wichtigkeit, die enormen Selbsthilfeaktivitäten verfolgter jüdischer Deutscher beispielsweise zum Aufbau eines Schulwesens zum Schutz der verfolgten Schüler oder der Hilfen für die zurückbleibenden Alten kennenzulernen, kann hier nur kurz verwiesen werden, ebenso wie auch die Aktivitäten des jüdischen Widerstands.

Wichtig ist mir auch noch ein Hinweis zur Sprache. Eine deutliche Abgrenzung zum NS-Sprachgebrauch und dessen Brechung ist notwendig. Begriffe wie „die Partei“ oder „der Führer“ sind interner NS-Sprachgebrauch. Die NS-Konstruktion von „Deutschen und Juden“ sollte unbedingt ver-





mieden werden. Von nichtjüdischen und jüdischen Deutschen oder von Juden und Nichtjuden zu sprechen wäre angemessen. Von jüdischen Häusern oder Geschäften zu sprechen machte auch nur wirklich Sinn, wenn man von katholischen oder evangelischen Häusern oder Geschäften spräche, statt von Stein- oder Fachwerkhäusern oder von Textil- oder Lebensmittelgeschäften. „Jüdische Bäume“ kämen jedem unpassend vor, weil man von Laub- und Nadelbäumen weiß. Aber achten Sie einfach einmal darauf, wie oft ihnen die jüdischen Bäume begegnen.

Ich komme zum vierten Aspekt: Für die Thematisierung des Holocaust ist der biografische Ansatz in Verbindung mit einem lokal-regionaler Ansatz bedeutsam. Dazu ein mir wichtiges Zitat des Auschwitz-Überlebenden Thomas Bürgenthal, der als Zehnjähriger mit seinen Eltern nach Auschwitz-Birkenau gekommen war:

„Den Holocaust zahlenmäßig zu erfassen – sechs Millionen –, wie es gewöhnlich geschieht, ist eine unbeabsichtigte Entmenschlichung der Opfer und trivialisiert die zutiefst menschliche Tragödie, mit der wir es zu tun haben. Die Zahlen verwandeln die Opfer in eine austauschbare Masse namenloser, seelenloser Körper, statt sie als Individuen sichtbar zu machen, die sie waren.“





„Menschen“ und ihre Stimmen sollten viel häufiger als bisher zu Wort kommen. Wir schließen gerade umfangreiche Unterrichtsmaterialien mit sehr prägnanten narrativen Quellen ab, die Schülern und Lehrkräften erweiterte Zugangsmöglichkeiten bieten. Neben den Menschen sollten auch Orte wie der Wohn- oder Schulort oder die Region betrachtet werden. Verbindungslinien von meinem Wohnort zu den Orten des Verbrechens der Ghettos und Vernichtungslager auf den Spuren von Familien, die ihre Heimat hier hatten. Dazu sollte man Gesichter sehen und Fotos und „Stimmen“ in Form von zeitgenössischen Tagebüchern und Berichten hören.

Diesen Ansatz verfolgt auch der Kinder-Stadtführer „Als die Kinder samstags in Langen zur Synagoge gingen“ für die 4. Klasse bis 7. Klasse, von dem wir hoffen, dass dessen innovatives Konzept in anderen Orten Nachahmer findet. Oder ein anderes Projekt, das diesem Ansatz folgt: Zu den Lebensgeschichten mit Fotos aller etwa 3.500 ermordeten hessischen jüdischen Kinder und Jugendlichen arbeiten wir an dem Pädagogischen Gedenkprojekt „Dem Holocaust Gesichter geben“.

Abschließend möchte ich darauf hinweisen, wie notwendig es aus mit der Vergangenheit, sich bei der Vermittlung unbedingt auch dem jüdischen Leben heute in Deutschland zuzuwenden und nicht





nur Schülern näher zubringen. Wenn Schüler und angehende Lehrer das Stichwort Juden oder Judentum ausschließlich mit dem Holocaust verbinden und Juden allgemein eher als Bestandteile von Leichenbergen sehen als als heutige Menschen, die gerne in Deutschland leben, ist dies eine Problem-anzeige. Hier ist es dann pädagogisch herausfordernd, die Diversität jüdischen Lebens in Deutschland kennenzulernen. Soweit meine knappen Hinweise zur Thematisierung des Nationalsozialismus und des Holocaust. Danke für Ihre Aufmerksamkeit!

\*\*\*





## **Forum III:**

# **Erinnern in Europa? Erinnern für Europa?**







*Werner D'Inka (Moderation)*

---

Meine sehr verehrten Damen und Herren! Ich freue mich, dass Sie von der reich gedeckten Kaffeetafel zurückgekehrt sind und sich mit uns zusammen sich des Themas „Erinnern in Europa? Erinnern für Europa?“ annehmen.

Mein Name ist Werner D'Inka, ich arbeite bei der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“ und danke herzlich für die Einladung und für die Gelegenheit, einmal im Plenarsaal sitzen zu können. Normalerweise nehmen der Kollege Arning und ich eher auf der Preshtribüne Platz. Insofern ist es eine spannende Erfahrung, mal hier zu sitzen – und diese Stühle zu erleben, von denen mir ein Landtagsabgeordneter neulich sagte, man zertrümmere sich unweigerlich die Kniescheibe, wenn man nicht höllisch aufpasse.

Meine Damen und Herren, wir haben das räumlich und begrifflich am weitesten gefasste Thema vor uns, nämlich die europäische Perspektive. Darauf freue ich mich. Weil es aber nicht Aufgabe des Moderators ist, Korreferate zu halten, möchte ich mich, wenn Sie gestatten, auf drei oder vier einleitende Sätze beschränken.





Sich zu erinnern, aus Freude oder aus Trauer, ist üblicherweise etwas ganz Persönliches. Wir erinnern uns an diejenigen, die uns nahe sind. Ich denke anders an meinen Vater als unsere Tochter an ihren Großvater denkt, der starb, als sie noch ein Kleinkind war. Kollektive Erinnerung hat einen anderen Bezugsrahmen. Die persönliche Erinnerung vergeht. Sie stirbt mit den Menschen und wird abgelöst durch ein Andenken und ein Gedenken, das vermittelt ist durch Tradition, durch Schule, durch Gedenkstätten. Das war im Wesentlichen das Thema des vorhergehenden Forums.

Kollektive Erinnerung ist Fernerinnerung, die sich meistens in ein nationales Narrativ einfügt. Das kann man für borniert halten, aber es ist so. Auch wenn wir gar nicht dabei waren, denken wir als Deutsche freudig an das Wunder von Bern 1954. Und wir stehen wiederum als Deutsche mindestens beklommen, in der Regel voller Scham, in Bergen-Belsen.

Wir wollen jetzt darüber reden, ob dieser Erinnerungsraum noch weiter gefasst werden kann, nämlich europäisch – und wenn ja, wie. Muss es notwendigerweise eine einheitliche europäische Erinnerung sein? Oder als Gegenfrage: Wo endet beim besten Willen die Fähigkeit und die Bereitschaft, sich in ganz andere Erfahrungswelten hineinzu-denken? Wo verlaufen die menschlichen Grenzen der Anteilnahme?





Ich freue mich, dass wir dazu – genauso wie im vorhergehenden Forum – sach- und fachkundige Referenten haben.

\*\*\*





*Susanne Popp*

---

Herzlichen Dank für die einleitenden und freundlichen Worte. Danken möchte ich auch für die Einladung und die Gelegenheit, hier einige Gedanken zu diesem Symposium beizusteuern zu können.

Ich möchte zwei Bemerkungen vorausschicken.

Die erste betrifft den Zuschnitt meiner Ausführungen. Diese konzentrieren sich tatsächlich auf die Erinnerung oder das Gedenken an die im Krieg gefallenen oder vermissten Soldaten. Das ist ein spezieller Bereich, der bisher geschichtsdidaktisch wenig Aufmerksamkeit gefunden hat, und ihn möchte ich ins Zentrum stellen. Das bedeutet nicht, dass ich die anderen Bereiche nicht für wichtig halte, sondern ich dachte, es könnte vielleicht in mancher Diskussion noch hilfreich sein.

Die zweite Bemerkung ist, dass ich als Geschichtsdidaktikerin unsere Position vorstellen möchte, die Mehrheitsposition über eine europäische Erinnerungskultur und zu diesem großen Streitpunkt darlege: Muss es eine gemeinsame Erinnerungskultur sein, die eine europäische Identität tragen kann, oder liegt die Leistung und die Qualität möglicherweise darin, dass wir in eine neue Kultur des Dialogs eintreten? Das heißt also: Sollen wir die





Fülle der verschiedenen Positionen und Standpunkte sowie die historischen Erfahrungen in ihrer nationalen aber auch sozialen Prägung bestehen lassen und eine neue Kultur des Dialogs entwickeln, oder wie ist das gedacht? Als Zweites habe ich Schulbücher daraufhin betrachtet, wie eigentlich der gefallenen und vermissten Soldaten in Europa gedacht wird.

Zu guter Letzt habe ich Gruppengespräche von Studienanfängern führen lassen, die im vergangenen Oktober begonnen haben. Es handelt sich um 15 Gruppen mit jeweils sieben oder acht Studierenden. Ich habe sie genau zu der Frage interviewt, was das Gedenken speziell an die gefallenen und vermissten Soldaten für sie bedeutet und was sie glauben, welchen Stellenwert es haben könnte. Das ist die Linie, die ich Ihnen jetzt in kürzester Zeit vorstellen möchte.

Ich fasse ganz kurz unsere Position aufseiten der Geschichtsdidaktiker an den Hochschulen und Universitäten zusammen. Da besteht der eindeutige und klare Konsens, dass, auch wenn die Europäische Union eine gemeinsame Erinnerungskultur braucht, diese nicht darin bestehen kann, die gewachsenen und vorhandenen Gedenkkulturen zu nivellieren und einheitlich zu überformen, sondern dass wir eine neue Form der wechselseitigen Anerkennung brauchen, um überhaupt die Positionen,





die in Europa vorhanden sind, wahrzunehmen und zunächst einmal versuchen, sie zu verstehen, also in einen Dialog einzutreten. Sofern es gewünscht wird, bin ich gerne bereit, dies in der anschließenden Diskussion zu begründen.

Der zweite Punkt führt nun zu den Schulbüchern. Zunächst möchte ich einmal auf die deutschen Schulbücher eingehen, denn dort haben gerade die gefallenen oder vermissten Soldaten des Zweiten Weltkriegs eine besondere Stellung. Vermutlich erwartet niemand von Ihnen, dass sie in den Schulbuchdarstellungen eine herausragende Rolle spielen. Sie sind nachgeordnet. In der Bedeutung übergeordnet sind eindeutig die Opfer des Holocaust. Ihnen gehört in diesem Narrativ sozusagen die stärkste Position. An zweiter Stelle folgen die Leiden der nicht systematischen deutschen Mehrheitsbevölkerung insofern, als sie als Akteure und Gestalter der Erfolgsgeschichte der Gründungsphase der Bundesrepublik Deutschland beschrieben werden.

Das heißt also, an zweiter Stelle – nach den Opfern des Holocaust – findet man die Leiden, die verbunden sind mit dem Bombenterror über deutschen Städte, die Trümmerfrauen, die Flüchtlinge und die Vertriebenen, die Kindersoldaten des Volkssturms oder auch die Kriegsheimkehrer. Und was mir vor dieser Aufgabenstellung nicht wirklich bewusst war, ist, dass gerade die Soldaten, die nicht





mehr zurückgekommen sind, aus dem Narrativ auf seltsame und merkwürdige Weise verschwinden. Denn in den Kapiteln von 1933 bis 1945 wird der Zweite Weltkrieg wohl erwähnt, aber er ist in seiner Bedeutung sehr abgedämpft gegenüber der Ausgrenzung, Verfolgung und Vernichtung der europäischen Juden. Nach 1945 – der Krieg ist beendet – wendet sich der Blick auf die deutsche nicht verfolgte Mehrheitsbevölkerung, d. h. auf diejenigen, die überlebt haben und die jetzt beginnen, die Bundesrepublik Deutschland zu gründen. Die gefallenen und vermissten Soldaten wiederum passen in keines der Schemata. Sie können sich nicht behaupten neben der Erinnerung an die Opfer des Holocaust und sie sind nicht mehr zugegen, wenn die Geschichte der Bundesrepublik aus den Leiden begründet wird, die die Gründer dieser Republik erfahren haben. So weit die Situation.

Beim Vergleichen der europäischen Schulbücher bin ich nicht sehr weit gediehen. Ich kann aber Folgendes sagen: In der Bildgestaltung, in der Ikonografie, den abgedruckten Bildquellen, zeigt sich ein Trend, den ich bisher für den Ersten Weltkrieg aufzeigen konnte, nämlich dass sich in den Bildprogrammen, mit denen der Erste Weltkrieg bebildert wird, sehr deutlich die nationalen Unterschiede zeigen.

Wir erkennen, dass in nahezu jedem europäischen Schulbuch das Bild einer Rüstungsfabrik gezeigt

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

111





wird. Interessant daran ist, dass diese Rüstungsfabriken niemals dem eigenen Land zugeordnet werden. Wenn z. B. Österreicher ein solches Bild zeigen, dann heißt es: eine Rüstungsfabrik in Großbritannien, andere zeigen wieder auf andere Länder. Es wirken im Ersten Weltkrieg ganz signifikante Vorstellungen. Zum Beispiel zeigen die deutschen Schulbücher fast nie Versehrte oder Verwundete, also die typischen Bilder, die mit dem Schrecken des Ersten Weltkriegs verbunden waren. In französischen Schulbüchern finden wir hingegen sehr starke Bildprogramme, die verstümmelte Soldaten zeigen, die sozusagen die Opfer des Krieges auch in der individuellen Verletzung zeigen. Für den Zweiten Weltkrieg gilt das abgeschwächt, und das hängt sicher auch damit zusammen, dass der Zweite Weltkrieg in den einzelnen nationalen Gedenkkulturen sehr unterschiedlich rezipiert wird. In Großbritannien und in Frankreich ist der Erste Weltkrieg jeweils der Great War und der Grande Guerre, d. h., dort ist sozusagen die paradigmatische Zuspitzung der Kriegsgeschichte des 20. Jahrhunderts. Für die Deutschen wiederum spielt natürlich der Zweite Weltkrieg die entscheidende Rolle, was bedeutet, dass der Vergleich hier relativ schwierig ist.

Bei diesen kurzen Bemerkungen möchte ich es zunächst einmal belassen. Die deutschen Schulbücher möchte ich aber noch einmal in Erinnerung rufen.







Ich halte sie für wichtig, weil die gefallenen und vermissten Soldaten in ihnen sehr unwirklich und auch marginal erscheinen. Das erwähne ich vor allem deswegen, um aufzuzeigen, welchen Hintergrund die Studierenden haben, die jetzt das Studium beginnen. Es sind die Schulbücher, mit denen sie konfrontiert waren. Ob sie hineingeschaut haben oder nicht, muss ich dabei allerdings vernachlässigen, aber es ist die staatlich autorisierte Form, die in den Schulen kursiert.

Über die Befunde der Gruppengespräche möchte ich auch noch informieren. Ich habe daraus Tendenzen destilliert und habe die Probanden – wenn ich das so sagen darf – mit diesen Tendenzen wiederum konfrontiert. Alles, was ich Ihnen heute vortrage, habe ich von den Befragten autorisieren lassen. Es sind zwar grobe Tendenzen, und sie sind nicht detailliert, dennoch geben sie vielleicht Anhaltspunkte für Ihre Diskussion.

Obwohl alle in ihrer Familiengeschichte gefallene oder vermisste Soldaten hatten, gab es bei den knapp 80 befragten Personen niemanden mehr, der eine persönliche Betroffenheit ob des Verlustes dieses Familienmitgliedes äußerte. Sie wussten alle zu berichten, wie schwer es für die Großeltern, für Vater, Mutter, Sohn oder Ehegattin war. Man erkannte den Schmerz an. Für sie selbst aber löst diese Geschichte keine Betroffenheit mehr aus. Das wurde





ganz offen gesagt. In diesem Kontext fand ich einen Zufallsfund sehr interessant, denn mit der Vertreibungsgeschichte verhält es sich ganz anders. Natürlich waren nicht alle Befragten von Vertreibungsfamiliengeschichten betroffen. Wir haben aber in Schwaben sehr viele, die das sind. Und da ist eine ganz andere Lebendigkeit vorhanden. Das heißt also, diese Geschichte wird in einem anderen Stil weitergegeben, wobei ich nicht sicher bin, inwieweit das ein Produkt der vergangenen Jahre ist. Das kann ich nicht beurteilen.

Für die europäische Perspektive, unter der das ja alles stattfand, haben wir nun eine Generation, die – wie ich finden konnte – volles Verständnis für das Leid der Angehörigen hat, wenn sie ein Familienmitglied im Krieg verlieren, aber es hat überhaupt keinen nationalen exklusiven Charakter, d. h., es geht nicht mehr um Deutsche dabei, und es hat auch keinen Volkstrauertagcharakter. Die Toten sind bedauernswert, aber man fühlt sich ihnen gegenüber nicht in einer Gedenkschuld. Das muss man so feststellen. Also, es besteht nicht der von mir vermutete Modus, dass man sagt, jemand hat in einem im Namen des Volkes geführten Krieg sein Leben gelassen und ihm steht ein Gedenken zu, ganz gleich, ob er jetzt Täter oder Opfer war. Das nivelliert sich, hängt aber auch mit der Fülle der Kriegserfahrungen zusammen, die seit 1945 stattgefunden haben. Das war Punkt eins.





Der zweite Punkt, den ich gar nicht finden konnte – das mag aber auch bei der Zahl der Befragten kein Thema sein –, ist die These von der intergenerationalen Weitergabe. Hier muss ich dazusagen, dass muss ja nicht bewusst geschehen. Aber diese jungen Leute konnten mit dem Gedanken sehr wenig anfangen. Das kann auch ein Selbstmissverständnis sein. Aber trotzdem.

Das Weitere – was noch sehr deutlich herauskam – ist, dass man auf jeden Fall das Gedenken fortsetzen will. Man hält es für außerordentlich wichtig, dass dieser gefallenen und vermissten Soldaten weiter gedacht wird und dass die Erinnerung an sie weiter getragen wird. Allerdings ist das an Bedingungen geknüpft. Eine Bedingung ist die, die ich bereits genannt habe. Da ist ja auch die Didaktik des Volksbundes im Grunde maßgeblich vorgegangen. Das Gedenken soll nicht national exklusiv sein und es soll nicht national historisch sein. Es soll sich gleichsam universalistisch auf ein Schema richten, dass der Krieg als solcher Menschenleben bedroht, dass Krieg etwas Negatives ist, außer in extremen Fällen der Selbstverteidigung. Alle Opfer von Krieg müssen sozusagen erinnert werden, damit man die Gefahr des Krieges und die Bedrohung durch Krieg nicht verliert.

Der Horizont, vor dem das wahrgenommen wird, ist eine zunehmende Kriegsangst. Im Kontext der

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

115





Frage standen beispielhaft die Balkankriege oder die Einsätze in Afghanistan. Fast alle haben sich auf die Frage, ob noch einmal ein großer Krieg kommen könnte, sehr zurückhalten geäußert. Sie haben keine klare Vorstellung, aber auch kein Zukunftsvertrauen dahin gehend, dass es auf keinen Fall passieren wird.

Der nächst Punkt betrifft den Zweiten Weltkrieg als solchen. Er wird nicht mehr als wirklich historisches Ereignis in diesem Schema erinnert, sondern er ist wie ein Referenzkrieg, in dem alles passiert ist, was denkbar erscheint. Er ist sozusagen der größte Krieg, hinsichtlich der Zahl der Opfer, aber auch hinsichtlich der geschehenen Grausamkeiten, vor allem im Hinblick auf Rasse- und Vernichtungskrieg, einschließlich der Atombombe. Er ist auf der einen Seite endhistorisiert und gleichzeitig nimmt man darauf Bezug. Das ist der universalistische Krieg und das Gedenken sollte den universalistisch gedachten Opfern auf der Seite auch der gefallenen und vermissten Soldaten gelten. Nicht diesen exklusiv, aber sie dürfen auf keinen Fall – so wurde das gesehen – ausgeklammert werden.

In der Kürze der Zeit möchte ich noch einen Hinweis geben. Er ist nicht repräsentativ. Aber es hat mich sehr interessiert. Wir haben viele Studierende, die aus einfachen Verhältnissen vom Lande kommen, also aus dem Augsburger Einzugsbereich mit





vielen kleinen Kommunen. Was diese Studierenden gesagt haben, ist, dass sie noch unmittelbar ein Gedenken an die Opfer des Ersten und Zweiten Weltkrieges erleben, dass das sozusagen das Heldengedenken ist, welches nationalistisch ist und entlastende Funktion haben soll und das teilweise noch in Feindstereotypen gegenüber andere europäische Nationen mündet. Das, was offenbar teilweise von Sportvereinen, Freiwilligen Feuerwehren und Schützenvereinen am Volkstrauertag inszeniert wird, erinnerte mich an jene Zeit – partiell der Sechzigerjahre –, wo tatsächlich das Gedenken an die eigenen Opfer wie ein Vorwurf an die anderen war und auch der Entlastung diente von Vorwürfen, die von außen kommen konnten.

Aus meinen Aufzeichnungen konnte ich noch herausfinden, dass man das Gedenken haben will. Man hält Krieg für ein ganz großes Thema der Gegenwart, auch speziell für Europa. Man möchte keine nationalen und keine kulturellen Unterschiede haben, aber man hält es schon für wichtig, darüber zu diskutieren. Und – das trifft jetzt das, was Sie sagten, Frau Messerschmidt – man will darüber sprechen. Welche Absichten bewegten die Soldaten, derer man gedenkt, was war sozusagen die moralische Qualität des Krieges und was war ihre Rolle? Kann man hier, ohne sozusagen die große Problemlage Krieg nivellieren zu wollen, darüber nachdenken, ob man das alles gleichsetzen kann,





wenn jemand in einem Angriffskrieg tätig ist, wenn die Wehrmacht beispielsweise auch an der Vernichtung beteiligt war? Das wünscht man zu differenzieren, aber nicht in einer Entlastungs- oder Beschädigungsfunktion, sondern eher um diesem globalen, universalistischen Ansatz gerecht zu werden. Mit Blick auf Europa – und das ist dann schon mein letzter Befund – war in jeder Gesprächsrunde der Prozess der europäischen Einigung präsent. Das Hauptargument für die Fortführung des Gedenkens war, dass gerade die europäische Einigung eine Antwort auf die Friedlosigkeit der europäischen Geschichte sei und dass gerade aus den beiden großen Kriegen des 20. Jahrhunderts die europäische Einigung hervorgegangen sei. Ohne dass es explizit gesagt wurde, schien es mir so, dass das Gedenken an die gefallenen Soldaten, das würde auch zu dem universalistischen Ansatz passen, bei dieser jungen Generation schon mehr in Europa angesiedelt ist. Europa und die europäische Geschichte ist offenbar der Ort, wo man am schlüssigsten den Zugang findet zu sagen: Wir müssen derer gedenken, die gestorben sind, die gelitten und die Opfer gebracht haben. Und das sei die europäische Geschichte. Ich denke, das ist eine Perspektive, die Sie schon längst gesehen haben, aber wo man sie auch weiter fortsetzen wird.

Der letzte Punkt ist nun etwas bedenklich, muss ich sagen. So schön dieser universalistische auf





Europa allozierte Ansatz ist, ich habe festgestellt, dass es sehr geringes Wissen allein über die Opferzahlen nicht nur in der Bundesrepublik, sondern noch viel weniger Wissen bei den europäischen Partnern gibt. Man versteht vor allem die Erinnerungskultur nicht, die beispielsweise in Polen, in Tschechien usw. vorliegt. Das alles ist sehr dubios. Vorhin wurde ich von einem Zuhörer schon „getadelt“, dass man überhaupt nicht weiß, dass die Opferzahlen des Zweiten Weltkriegs im asiatischen Raum noch einmal höher waren als in unserem Raum. Das alles ist sozusagen gar nicht präsent, wenn sie über das Thema sprechen.

Und jetzt kommt das, was mir große Sorgen macht, und was ich Ihnen auch vortragen möchte. Auf die Frage, ob sich dieses liberale Gedenken sozusagen durchsetzen würde, haben sich in allen Gruppen Bedenken geregt, und zwar dahin gehend, dass sie glauben, dass die anderen europäischen Gesellschaften nicht zu dieser großen Liberalität in der Lage seien, dass sie sehr nationalistisch seien, dass sie nur an ihre Toten denken würden und dass das alles dadurch gefährdet würde. Dort liegt aus meiner Sicht das ganz große Problem, dass es natürlich einen Unterschied macht, sich von deutscher Seite aus hin zu entwickeln und zu sagen: Wir erkennen alle Opfer an oder ob man aus einer Gesellschaft kommt, die gewissermaßen doppelt Opfer war, Opfer von Aggression und dadurch die Menschen





verloren hat, aus einer Gesellschaft, in der es Teil der nationalen Identität ist, gewissermaßen Opfer einer Aggression geworden zu sein mit all den Implikationen. Und dafür ist sehr wenig Verständnis da.


Es gibt viele verschiedene politische Richtungen und es gibt viele politische Bewegungen, die interne Integration dadurch fördern, dass sie nach Außen Vorwürfe verbreiten. Also, wo ist die Gradlinie, an der dieses Gedenken sozusagen instrumentalisiert wird und wo müssen wir darauf achten, dass man sich intensiver mit den Erfahrungen und den Gedenkkulturen in anderen europäischen Ländern auseinandersetzt?

Ich schließe an dieser Stelle und führe zu dem zurück, was ich eingangs gesagt habe. Die Geschichtsdidaktiker denken, dass die europäische Identität, anders als die klassische nationale, nicht dort ihren Weg sieht, auf dem man vereinheitlichend, homogenisierend und nach außen trennend verfährt, sondern dass es eine Kultur des sich aufeinander Einlassens und des wechselseitigen Anerkennens wird. Auch wenn man glaubt, schon sehr weit fortgeschritten zu sein: Das Bild, das ich gesehen habe, spricht eine andere Sprache. – Ich danke Ihnen sehr.

\*\*\*









---

*Falk Pingel*

---



Meine sehr geehrten Damen und Herren! Zu meinen institutionellen Bezügen hätte man auch ebenso gut Rentner vermerken können. Aber das schreibt man vielleicht nicht so gerne in ein Programm. Immerhin bin ich noch assoziierter wissenschaftlicher Mitarbeiter des Georg-Eckert-Instituts, auf dessen Arbeit sich meine Erfahrungen und Kenntnisse gründen, auf die ich mich in den folgenden Ausführungen stütze. Ich bin davon ausgegangen, dass wir hier heute ein Gruppengespräch führen würden mit Kurzbeiträgen und bin also auf eine „Parlamentsrede“ nicht vorbereitet, aber ich werde mich bemühen, ihnen meine Gedanken in Refratsform darzubieten.



Ich möchte mit einer persönlichen Bemerkung beginnen. Als Kind und Jugendlicher bin ich Kriegerdenkmalen und Soldatenfriedhöfen zwar oft begegnet, aber nicht an ihnen interessiert gewesen. Als erste Assoziation zu unserem heutigen Thema fiel mir ein, dass wir als Kinder an einem Kriegerdenkmal aus dem Ersten Weltkrieg Versteck gespielt haben. Es handelte sich um einen Stein (den wir als Anschlagssäule benutzten), der mit einem Stahlhelm, einem Kreuzzeichen und mit Namen von Gefallenen versehen war. In Hamburg aufgewachsen, hat mich später das Barlach-Denkmal



stärker beeindruckt, und zwar wohl deswegen, weil es eine zivile Trauerbotschaft übermittelt und nicht den Soldatentod glorifiziert.

Denn gegenüber Soldatendenkmälern und -friedhöfen war ich außerordentlich misstrauisch. Erst im Laufe meines Berufslebens bin ich in dieser Hinsicht offener geworden. Das liegt daran, dass die familiäre und die öffentliche Erinnerung, als ich aufwuchs, sehr viel anders gelagert waren als heute. Ich bin von der Soldaten- und Kriegsgeneration erzogen worden. Natürlich wurde über den Krieg erzählt. In den Erzählungen kam allerdings nur ganz selten vor, dass jemand einen anderen Menschen erschossen hat. Das war eine merkwürdige Form der Kriegserzählung. Sowohl die in der Familie mitgeteilte als auch die öffentlich zelebrierte (und in der Schule vermittelte) Erinnerung hinterließen einen zwiespältigen Eindruck: den Krieg ablehnend und verharmlosend zugleich. Erst mein Berufsleben und zunehmende Auslandskontakte führten mich zu tieferem Nachdenken über den Soldatentod, als ich z.B. sah, dass sich in Nord- und Südafrika Friedhöfe und Denkmäler für Soldaten befinden, die im Kampf gegen das kaiserliche bzw. nazistische Deutschland gefallen waren. Ich dachte: Wieso sind diese Buren (von denen ja viele selbst rassistisch dachten und einem rassistischem System dienten) im Kampf gegen den Nationalsozialismus gestorben? Noch überraschter war ich, als ich an einer





Tagung in Kanada teilnahm. Dort ging es um die Entwicklung von Unterrichtsmaterialien zum Zweiten Weltkrieg für kanadische Schüler. Die Tagung wurde vom Veteranenverein der kanadischen Armee veranstaltet. Man stelle sich das in Deutschland vor!

Die Bundeswehr hat ja diesbezüglich einige Versuche unternommen, aber ohne nachhaltigen Erfolg in den Schulen zu erzielen. Das ist in unserer Gesellschaft nicht akzeptiert und nicht durchzusetzen. In Kanada ist dies aber eine anerkannte Art und Weise, den Zweiten Weltkrieg Jugendlichen zu vermitteln; die Materialien waren auch nach meinem Dafürhalten durchaus brauchbar und nicht von militaristischen Gedanken geprägt. Das zeigt, wie schwierig es ist, unterschiedliche Erinnerungen und unterschiedliches Kriegsgedenken zusammenzubringen.

Sollen wir erinnern? Die Frage ist falsch gestellt. Ich sehe das Problem von einer ganz anderen Seite. Erinnerung ist eine Fähigkeit, die wir Menschen haben. Wir fragen auch nicht: Sollen wir auf zwei Beinen gehen? Wir freuen uns, solange wir dies tun können. Es kommt allein darauf an, wie wir mit dieser Fähigkeit umgehen. Die Frage bekommt einen Sinn, wenn man sie in den politischen Raum übersetzt: Was sollen wir wie erinnern? In dem, was wir hier „Erinnerung“ nennen, mischen sich – und deswegen ist es wichtig, auf die Sprache zu achten – sowohl die subjektive „Erinnerung“ an

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

123





das persönlich Erlebte wie auch die offizielle Erinnerung, die ich eher „Gedenken“ nennen möchte.

Die offizielle und die öffentliche Erinnerung kann aus den lebendigen, persönlichen Erinnerungen vieler einzelner bestehen und soll dann „kollektive Erinnerung“ genannt werden, sie kann aber auch aus nur mehr „toten“ Zeugnissen bestehen, in denen sich Erinnerung materialisiert hat, wie z.B. in Büchern, Denkmälern, Filmen. Historiker und Anthropologen unterscheiden dementsprechend zwischen dem „persönlichen“ und dem „kulturellen“ „Gedächtnis“. In den ersten Jahren nach dem Krieg haben die persönlichen Erinnerungen eine große Rolle für die Ausformung der offiziellen Erinnerung gespielt, und zwar in zweierlei Hinsicht: sowohl, indem die Erinnerungen der Kriegsgeneration in die öffentlichen Reden, Dokumentationen etc. eingingen, als auch – und das wohl noch mehr – indem sie unterdrückt und nicht offiziell weiter getragen und oft auch von den Medien übergangen wurden. Das öffentliche und offizielle Gedenken erweist sich als hoch selektiv. Nur bestimmte Erinnerungen werden für wert befunden tradiert zu werden. Daraus kann sich ein Widerspruch ergeben – noch in der Generation der Lebenden, der Zeitgenossen – zwischen der persönlichen Erinnerung und dem offiziellen und öffentlichen „Gedächtnis“ und aktivem Gedenken.





Im Laufe der Zeit hat sich das Verhältnis von persönlicher Erinnerung und kulturellem Gedächtnis bedeutend verschoben. Heute hat das kulturelle Gedächtnis an den Zweiten Weltkrieg durchaus das Übergewicht gegenüber der persönlichen Erinnerung. Eine solche Verschiebung kann tiefgreifende Rückwirkungen auf die persönliche Erinnerung haben. Das offiziell verbreitete und veröffentlichte Gedächtnis kann die subjektiven Erinnerung überdecken, so dass z.B. jemand nicht mehr unterscheiden kann, was er in einem Buch über den Zweiten Weltkrieg gelesen und was er als Soldat in diesem Krieg erlebt hat.

Aus dem Aufeinandertreffen von persönlicher Erinnerung und den Erinnerungs-„Interessen“ von Politik und Medien ergibt sich das Erinnerungsvermögen einer Gesellschaft, das sich z.B. in Gedenktagen, öffentlichen historischen Debatten, aber auch familiären Erzählungen niederschlägt. Sie können sich vorstellen, wie vielfältig die Mischungsverhältnisse in einer Gesellschaft sein können und um wie viel mehr noch sich die „Erinnerungskulturen“ zwischen einer Vielzahl von unterschiedlichen Gesellschaften aufzweigen. Von daher ist es schwierig, von einer europäischen Erinnerungsgemeinschaft überhaupt nur zu sprechen, obwohl dieser Terminus bereits Eingang in die Geschichtsschreibung gefunden hat.





Es ist richtig, dass wir geschichtliches Wissen über Europa benötigen; vielleicht brauchen wir auch Gedenkzeremonien als Europäer. Denn wenn wir uns als moderne Europäer verstehen wollen, so müssen wir wissen, dass „unser Europa“ ein Ergebnis des Ersten und Zweiten Weltkrieges ist. Diese „negativen“ Ereignisse haben jedenfalls die Grundlagen gelegt. Wenn wir uns selber verstehen wollen, ist es wichtig, diese Geschichte zu kennen. Aber sie ist von den Völkern und auch von der Bevölkerung der je einzelnen Länder ganz unterschiedlich erlebt worden. Daher halte ich es eher für schädlich, so etwas wie eine europäische Erinnerungsgemeinschaft auszurufen.

Vielleicht bin ich ohnehin von grundsätzlichem Misstrauen gegenüber staatlich propagierter Erinnerung geprägt, weil sie sozusagen persönliches Erleben objektiviert und in einen neuen Zusammenhang stellt, aber die Assoziationskette, die mit Krieg verbunden ist, macht es besonders schwierig, von einem europäischen Gedenken auszugehen. Bei Krieg fallen mir beispielsweise nicht in erster Linie die Stichwörter Lernen, Menschenrechte usw. ein, sondern Krieg assoziiere ich zunächst mit Opfern, Überlebenden, Tätern, Verfolgten, Leiden und Zerstörung.

Können Opfer und Täter, Verfolgte und Verfolger gemeinsam erinnern? Erinnerungen, die unter-





schiedlich besetzt sind, trennen und bilden keine gemeinsame Tradition. Da Nationen sich nicht gerne trennen lassen, versuchen sie, Erinnerungen zu vereinheitlichen. Deswegen ist es in Deutschland so schwer gewesen, an die Zeit des Nationalsozialismus gemeinsam zu erinnern, weil die Erfahrungen zu verschieden waren und weil die Folgerungen daraus so schwierig zu ziehen sind. Und das sind sie bis heute.

Ich bin gegenüber einer Pädagogik, die das Lernen von Menschenrechten anhand von negativen Beispielen propagiert, immer sehr skeptisch gewesen. Deswegen halte ich es auch für richtig in der Schule nicht vor der Sekundarstufe ausführlich den Nationalsozialismus zu behandeln. Ich denke, dass dieser Gegenstand den heranwachsenden Menschen zum ersten Mal zutiefst verunsichert, verunsichern soll, da er ihn mit der Unmenschlichkeit des Menschen konfrontiert. Wenn dies aber das Unterrichtsziel ist – und ich glaube als Historiker, dass nichts anderes das Unterrichtsziel sein kann –, dann müssen bei den Jugendlichen bestimmte Voraussetzungen gegeben sein, dass sie diese Verunsicherung aushalten können; und es ist eine Unterrichtsatmosphäre nötig, in der sich Schüler und Lehrer dem Gegenstand öffnen können.

Wenn Sie in die Schulbücher der 1950er- oder 1960er-Jahre schauen, wo auch immer, in den USA,

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

127





in Israel oder in Deutschland, dann finden sie nur kleine Absätze über das, was wir heute den Holocaust nennen. Heute ist der Holocaust das vorherrschende Thema, wenn Geschichtsbücher den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg behandeln. Die Erinnerung, oder besser das Gedenken, nicht das Ereignis hat sich gewandelt. Dazu haben sowohl die subjektiven Gedächtnisse der Überlebenden als auch offizielle Erinnerungspolitik beigetragen.

Dieses historische Ereignis nimmt nun in der kollektiven Erinnerung und im kulturellen Gedächtnis in Europa einen hohen Stellenwert ein. Es schließt sich damit aber zugleich gegenüber anderen, parallelen oder neueren Erinnerungen ab. Als auf einer großen internationalen Konferenz, die der damalige schwedische Ministerpräsident Persson im Jahre 2000 nach Stockholm einberufen hatte, versucht wurde – nahezu im globalen Rahmen, aber sehr stark europäisch fokussiert –, den Holocaust als gemeinsames Erinnerungsmerkmal unserer Geschichte auszurufen, erinnerte der Vertreter von Bosnien-Herzegowina, Haris Siljadžić, ehemaliger Geschichtsprofessor an der Universität Sarajewo, daran, dass die Bevölkerung von Bosnien und Herzegovina jüngst einem Völkermord ausgesetzt gewesen, nun aber zum Schweigen darüber verurteilt sei.







Es war nicht möglich, diese Wortmeldung in das Ritual eines sich stabilisierenden Holocaust-Gedenkens einzubeziehen. Erinnerung an vielen Orten Europas trennt heute weiterhin. Das ist nicht nur in Bosnien und Herzegowina, in Kroatien oder in Serbien der Fall. Die Erinnerungen an den Zweiten Weltkrieg, etwa in Deutschland und in Russland, sind so verschieden, dass – wollte man sie vereinheitlichen – dies hieße, sowohl das subjektive Gedächtnis zu manipulieren, als auch gegen die offizielle Politik anzukämpfen.

Das bedeutet nicht, dass wir nicht voneinander wissen sollten, wie wir erinnern und was wir erinnern; denn ohne die Anerkennung der Unterschiede werden wir kaum die Gräben, die die Vergangenheit zwischen europäischen Völkern aufgerissen hat, überwinden können. Die unterschiedlich bewertete Geschichte würde einer gemeinsamen Zukunft immer wieder im Wege stehen. Sie kann nicht weginterpretiert, wohl aber gegenseitig verstanden und respektiert werden. Dazu zeigen sich bereits viele Ansätze. Schon hingewiesen wurde z. B. auf die Gedenkstätten, die sich - insbesondere in Frankreich - an der Frontlinie sowohl des Ersten wie des Zweiten Weltkriegs befinden, wo ehemaliger Freund und ehemaliger Feind gemeinsam gedenken und gemeinsam Museen der Erinnerung aufbauen. Das ist meiner Kenntnis nach in der Geschichte völlig neu.

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

129





Lassen Sie mich als weiteres Beispiel zu dieser Freund-Feind-Überwindung im Gedenken auf das Deutsch-Russische Museum in Berlin-Karlshorst hinweisen. Das ist bekanntlich der Ort, an dem die deutsche Armee gegenüber der russischen kapituliert hat. Die Sowjets hatten dort noch zu DDR-Zeiten ein Museum zur Niederlage der faschistischen Armee eingerichtet. Nach der Wiedervereinigung wurde es auf wissenschaftlicher Ebene in deutsch-russischer Arbeit, abgesichert durch ein staatliches Abkommen zwischen dem Bundesland Berlin, der Bundesrepublik Deutschland und der russischen Föderation, zu einem gemeinsamen Kriegsmuseum, besser gesagt: zu einem deutsch-russischen Beziehungsmuseum, ausgebaut. Der Themenbereich erstreckt sich von Brest-Litowsk, also vom Ende des Ersten Weltkrieges, bis zum Jahre 1945. Die Wissenschaftler beider Seiten haben sich dort auf eine gemeinsame Darstellung dieses Krieges geeinigt.

Das ist einerseits sicherlich ein großer Fortschritt in den kulturellen und wissenschaftlichen Beziehungen; andererseits zeigt die Ausstellung aber auch eine naheliegende Gefahr, dass nämlich die Geschichte neutralisiert, auf das Faktische reduziert wird und emotionale Bezüge eher heruntergespielt werden. Damit stellt sich die Frage, ob wir die unterschiedlichen Emotionen und Erfahrungen auf dem Weg in die gemeinsame Erinnerung bewahren können.





Gerade der Volksbund kann in dem Rahmen seiner Aktivitäten auf eine Reihe vergleichbarer Erinnerungsprojekte hinweisen. Ich habe gerade an einem Seminar der Universität Regensburg teilgenommen, in dem Jugendgruppen aus Tschechien, Russland, Serbien und Deutschland zusammenkamen und über verschiedene Formen aktiven Gedenkens berichtet haben. Die russische Gruppe hat die Überreste von Gefallenen des Zweiten Weltkrieges im Umkreis von St. Petersburg ausgegraben, wo Zehntausende unbegraben unter der Erde liegen.

Es ist eine scheußliche Tätigkeit, zu der sich die Jugendlichen bereit erklärt haben. Die tschechische Gruppe hat über Lebensläufe von Soldaten berichtet, die aufgrund ihrer nationalen Herkunft - etwa Deutschstämmige, die auf tschechischer Seite gekämpft haben – zwischen den Fronten standen. Der Austausch dieser Erinnerungen kann in der Tat zu einem gemeinsamen Verständnis von Krieg führen. Er weicht die Fronten auf. Der Vergleich unterschiedlicher Erfahrungen, die alle auf den gleichen Krieg bezogen sind, treibt gemeinsame Einsichten hervor. Dies ist ein positives Beispiel für zukünftige Erinnerungsaktivitäten mit Jugendlichen.

Manchmal hatte ich während der Beiträge auf dieser Tagung das Gefühl, dass der Volksbund sozusagen auf eine Volkshochschule bzw. Bildungsein-





richtung zum Zweiten Weltkrieg hinsteuert. Bisher ist ja eine Hauptaufgabe, der sich der Volksbund verschrieben hat, die Pflege der Gräber. Ist das etwas, was Jugendliche interessiert? Wie lässt sich das verbinden mit den Formen modernen Gedenkens, wie Herr Welzer sie entwickelt hat? Kann ich die Pflege dieser großen Monumente mit solchen Aktivitäten verbinden, die Erinnerung aktivieren, unterschiedliche Erinnerungen zusammenbringen und neues Nachdenken darüber entstehen lassen? Das ist die Frage für die Zukunft.

\*\*\*





---

*Krzysztof Ruchniewicz*

---

Herr Vorsitzender, sehr geehrte Damen und Herren! Wie meine Vorredner auch, bedanke ich mich für diese tolle Einladung. Ich habe den Nachmittag sehr genossen und bin Ihnen sehr dankbar dafür. Ich habe zum Anlass meiner Rede die Überschrift dieser Tagung genommen und möchte mich besonders zum Schluss auf die Fragen, die aufgeworfen sind, konzentrieren.

Soll man an die Gräber der Kriege von gestern erinnern? Erinnern in Europa? Erinnern für Europa?

Ich bin nicht ganz überzeugt, ob es sich im Falle der polnischen Gesellschaft tatsächlich um Kriege von gestern handelt, d. h., um Auseinandersetzungen, die keine Emotionen mehr hervorrufen, die mit den lebendigen Erinnerungen nichts mehr zu tun haben. Die Ergebnisse der Meinungsumfragen, die anlässlich der runden Jahrestage zum Anfang und Ende des Zweiten Weltkrieges gemacht worden sind, zeigen, dass dieser Krieg für die meisten wohl nach wie vor eines der wichtigsten Ereignisse des 20. Jahrhunderts ist. Man muss dabei anmerken, dass dieser letzte Konflikt die polnische Erinnerung an den Ersten Weltkrieg völlig dominiert hat. Dieser wird nicht sosehr durch das Prisma des ersten großen totalen Krieges gesehen, sondern als

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

133





der seit langem erwartete Konflikt zwischen den Teilungsmächten Polens.

Die immer noch lebendige Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg hat mehrere Gründe. Der erste ist selbstverständlich die Höhe der menschlichen und materiellen Verluste vieler polnischer Familien, was zur Folge hat, dass die Erinnerung daran lebendig ist und an die nachfolgenden Generationen weitergegeben wird. Ein anderer Grund ist die starke Präsenz von Objekten im öffentlichen Raum, die an die Kriegsoffer und die mit dem Befreiungskampf verbundenen Ereignisse erinnern. Dabei handelt es sich um Friedhöfe und Gräber, Museen, Gedenktafeln, Denkmäler und Straßennamen. Traditionell werden am 1. September die Opfer des Krieges gewürdigt, Blumen niedergelegt und Kerzen angezündet.

Ein weiterer Grund ist der deutliche Nachdruck, der darauf gelegt wird, bei den an junge Polen gerichteten Erziehungs- und Bildungsmaßnahmen die Erinnerung an den Krieg und seine Opfer wach zu halten. Die wissenschaftliche und populärwissenschaftliche, die schöngestige und die Memoirenliteratur über den letzten Weltkrieg erfreuen sich nach wie vor eines großen Interesses. Historische Rekonstruktionen, die in Polen immer populärer werden, tragen ebenfalls dazu bei, die Kriegsthematik in unseren Alltag zurückzuholen.





Der nächste Grund ist die Tatsache, dass es wegen der kommunistischen Diktatur lange Jahre unmöglich war, sich mit den Themen des Krieges und seinen Folgen für Polen uneingeschränkt zu beschäftigen. Die Machthaber forcierten die Vision nur eines Aggressors, nämlich Nazi-Deutschlands. Dies hatte zur Folge, dass die Opfer der sowjetischen Machthaber – ähnlich wie die politischen Folgen des Krieges und die Gewalt der sowjetischen Hegemonie – öffentlich in die Sphäre des Schweigens gedrängt und aus dem Gedächtnis der Gesellschaft getilgt wurden. Diese Maßnahmen endeten in einem Fiasko.

Noch zur kommunistischen Zeit verlor das von den Kommunisten forcierte Bild des Zweiten Weltkrieges die Konkurrenz gegen die private, familiäre Erinnerung, die Ende der Siebzigerjahre durch die Publikation des sogenannten zweiten Umlaufs unterstützt wurde. Das beste Beispiel bildet in diesem Zusammenhang die Katyn-Frage, gelogen, verschwiegen von den Kommunisten, von der Gesellschaft aber nicht vergessen. Ein Beispiel für diese Erinnerung waren die sogenannten Katyn-Kreuze, die auf vielen Friedhöfen aufgestellt worden waren. Erst nach dem Fall des Kommunismus konnte man um alle Opfer trauern und ein neues, differenziertes Bild des Krieges und seiner Folgen schaffen. In die Öffentlichkeit gelangten nun auch Themen, wie die sowjetischen Deportationen, die Gulag-Lager,





die Liquidierung polnischer Kriegsgefangener durch die NKWD.

Die Neunzigerjahre stellten einen triumphalen Siegeszug dieser Problematik durch Forschungsarbeiten, die schöngestige Erinnerung und die staatliche Gedenkkultur dar. Denkmäler für Katyn, für die nach Sibirien Deportierten und für die Opfer der ukrainischen Nationalisten können wir jetzt in vielen Städten Polens finden, in denen ein großer Prozentsatz der Bevölkerung aus den ehemals polnischen Ostgebieten wohnt.

Die politische Wende, die Polen in den Jahren 1989/90 erfahren hat, übte ihren Einfluss auch auf die, mit der deutschen Okkupation verbundenen Problematik aus. Für die Kommunisten gab es auch hier wichtige Themen, die der Ehrerweisung wert und solche, die ihrer Meinung nach weniger wichtig, weil unbequem, waren.

Zu solch letzteren Themen gehörte die Aktivität des nichtkommunistischen Widerstandes, vor allem aber die Frage des Warschauer Aufstands. Die Kommunisten hatten ihm gegenüber zunächst eine negative Einstellung, später versuchten sie, das Bild des Aufstandes zu manipulieren. In Warschau gab es keine zentrale Stätte zur Erinnerung an dieses Ereignis in Form eines Denkmals oder Museums. Diese wurden erst nach dem Fall des Kommunis-







mus gebaut. Ähnlich wie im Falle von anderen von den Machthabern negativ gesehenen Ereignissen übernahm die Gesellschaft die Mühe der Erinnerung an den verlorenen Aufstand. Die Erinnerung an ihn pflegte man in den Familien, an den Gräbern der Aufständischen, die jedes Jahr an Allerheiligen, am 1. November, in einem Kerzenmeer versunken waren und sind.

Die Versuche, die Erinnerung der Polen an den Zweiten Weltkrieg zu manipulieren, die die Kommunisten immer wieder unternommen haben, blieben erfolglos. Allerdings hatten sie noch eine andere Auswirkung. Ihre Abneigung oder Feindschaft gegenüber einem Teil der Kriegsergebnisse hatte zur Folge, dass diese schneller und einfacher zur Legende, zum Mythos wurden. So geschah es mit dem Warschauer Aufstand. Es ist ein mächtiger Mythos, der gegenwärtig noch von der Arbeit eines der aktivsten Museen unterstützt wird. Ein Teil der Analytiker ist der Meinung, dass dieser Mythos das Ergebnis selbst überschattet, das den Rechten des historischen Urteils nicht mehr unterliegt. Als Sinn des Aufstandes, als seine Folgen erscheint die Würdigung seiner blutigen Opfer selbst zu sein, der Generation, die sich wie Steine auf die Barrikaden stürzte – um hier den Titel eines berühmten Buches in Erinnerung zu rufen –, die nicht sosehr von den Feinden, sondern durch die Geschichte selbst zerquetscht wurde.

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

137





Selbstverständlich können sie aufgrund meiner oben dargelegten Ausführungen zum Schluss kommen, dass das polnische Bild des Krieges, die polnische Erinnerung an ihn, eine klare national zentrierte Gestalt angenommen hat. Wir ehren und erinnern uns vor allem – oftmals ausschließlich – an die polnischen Kämpfer, an die polnischen Verluste, an die polnischen Opfer. Sehr oft ist unser Wissen über die Fronten des Zweiten Weltkrieges auf die Schlachten mit polnischen Einheiten beschränkt und es irritiert uns, wenn ihre Beteiligung an dem Sieg der Alliierten verkleinert oder ausgelassen wird. Man kann sogar sagen, dass alle heutigen Kriegsgedenktage aus dieser Perspektive beurteilt werden. Es ist für uns wichtig, dass die polnische Beteiligung entsprechend gewürdigt wird. In diesem Jahr machten die Bilder von der Siegesparade auf dem Roten Platz in Moskau, an der zum ersten Mal eine polnische Militäreinheit teilnahm, viele Menschen gerührt und stolz. Sie gaben ihnen das Gefühl der Anerkennung für die polnische Beteiligung bei der Bekämpfung des Nationalsozialismus. Man muss jedoch anmerken, dass einer der wichtigsten Gründe dafür das schwierige Schicksal Polens nach dem Zweiten Weltkrieg war, welches verursacht hat, dass die Freude über den Sieg getrübt war vom Gefühl der Bitterkeit, der Enttäuschung und des Verrats vonseiten der Verbündeten. Dies verursachte eine große traumatische Verletzung.





Was soll man aber mit den Opfern anderer Nationen machen, auch mit denjenigen, auf der anderen Seite der Barrikade?

Das polnische Territorium ist voll von Friedhöfen. Hier haben Hunderttausende von Soldaten unterschiedlicher Armeen ihr Leben verloren. Lange Jahre waren die gefallenen Soldaten der Roten Armee die einzigen, deren sterbliche Überreste dem Schutz und der Ehre unterlagen. Diese Friedhöfe werden durch Gesetz geschützt und befinden sich zu einem großen Teil in einem guten Zustand. Sie rufen jedoch unterschiedliche Emotionen hervor, die man – in einem Gegensatz zwar – zusammenfassen kann. Waren es Befreier oder neue Besatzer? Kann man, wenn man die politischen Folgen des Zuges der Roten Armee nach Westen berücksichtigt, die Gefallenen als normale Kriegsoffer ansehen, als Durchschnittsmenschen, die gekämpft haben und fern von ihren Nächsten gefallen sind? Sind wir 65 Jahre nach dem Ende des Krieges dazu bereit? Die Denkmäler der Dankbarkeit für die Rote Armee, die in der kommunistischen Zeit an zentralen Stellen in den Städten aufgestellt worden waren, wurden demontiert und zum Teil auf die Friedhöfe verlegt. Diese Stätten unterliegen offiziell amtlichen Schutz. Allerdings existieren sie am Rande der gesellschaftlichen Wahrnehmung.





In diesem Jahr kamen im Zusammenhang mit der Flugzeugkatastrophe bei Smolensk und dem Jahrestag des Endes des Zweiten Weltkrieges eine durch die größte Tageszeitung Polens, „Gazeta Wyborcza“ unterstützte Initiative zustande, Lichter auf den Gräbern der sowjetischen Soldaten aufzustellen. Sie wurde unter schwierigen Reaktionen hervorgerufen. Ähnliches ereignete sich übrigens im Fall der Eröffnung eines Friedhofes in dem Warschauer Vorort Osowa, wo russische Soldaten aus der Zeit des Krieges von 1920 begraben sind. Eine national-konservative Gruppe war der Meinung, dass das eine Ehrerbietung für Personen ist, die derer nicht würdig sei. Wenn ein Konflikt vor 90 Jahren mit dem bolschewistischen Russland solche Emotionen hervorruft, können die Kontroversen in Bezug auf den nächsten Krieg nicht verwundern. Sehr oft wurde dabei vergessen, dass sich auf dem Territorium des heutigen Russlands große polnische Friedhöfe mit den im Jahre 1940 umgebrachten Kriegsgefangenen befinden. Bis heute haben wir nicht erfahren, dass es dort zu irgendwelchen Aktionen des Vandalismus gekommen ist, wie in Osowa.

In diesem Zusammenhang muss man das Thema der Gräber der deutschen Soldaten und der zivilen deutschen Opfer unter den Bürgern des Dritten Reiches in Erinnerung rufen. Diese Frage wurde nach 1989 aktuell. Dank des Einsatzes der Deut-





sche Kriegsgräberfürsorge wurden zentrale Friedhöfe wie z. B. in Nadolice (Groß Nädilitz) bei Wroclaw (Breslau) geschaffen. Die Eröffnung dieses Friedhofes stieß auf heftigen Widerstand der polnischen Öffentlichkeit, nachdem bekannt wurde, dass dort SS-Leute beigesetzt worden waren. Es wurde die Überzeugung laut, dass das Recht auf ein Grab, auf eine würdige Beisetzung und auf eine Aufschrift auf dem Grab eingeschränkt werden sollte, abhängig davon, wie der Verstorbene sich verhalten habe.

Darüber gibt es heute aber keinen Streit mehr. Das Thema weckt keine Kontroversen mehr. Man kann sich jedoch nur schwer vorstellen, dass die offizielle polnische Seite die dort Begrabenen auch nur auf die bescheidenste Weise würdigt. Ich möchte hinzufügen, dass es in vielen Ortschaften, z. B. in Niederschlesien, Gedenktafeln und Obelisken in Kirchen und auf den Friedhöfen angebracht wurden, die daran erinnern, dass das die Friedhöfe der alten deutschen Bewohner waren, die aufgrund von Vandalismus, planmäßiger Zerstörung sowie der vernichtenden Kraft der Zeit verschwunden sind. Das trifft auf die Zustimmung der polnischen Gesellschaft. Sie wird dadurch erleichtert, dass es sich hier um Gräber von einfachen Menschen handelt, quasi um Vorgänger der heutigen Bewohner. Man hat sich auch mit der Initiative zur Rettung der Friedhöfe der deutschen Soldaten aus dem Ersten Welt-





krieg abgefunden, die noch in den Nord- und Westgebieten Polens zu finden sind. Letztlich war dies auch kein direkter Konflikt zwischen den Polen und den Deutschen. In den Reihen der Kaiserlichen Armee kamen auch Polen ums Leben.

Zweifelsohne hat die polnische Erinnerung an die Kriege des 20. Jahrhunderts und seine millionenfachen Opfer ihren spezifischen Charakter. Welche Schlussfolgerung kann man daraus für die europäische Erinnerung ziehen? Können diese getrennten Erinnerungen unserer Nationen in der Zukunft zu einem kohärenten Bild für die neuen Generationen von Europäern werden? Es scheint, dass die Antwort auf diese Frage nicht leicht ist. Sie können sicherlich in der Erziehung zum Frieden deutlich machen, welche Folgen es hat, wenn man sich in der internationalen Politik des Mittels des Krieges bedient. Kann jedoch nach Jahren noch eine Art der Brüderschaft der Gefallenen in ihrem schrecklichen Schicksal zustande kommen? Können alle Opfer von europäischen Kriegen, die schnell zu Weltkriegen wurden, für uns gemeinsam sein? Nah und abschreckend genug, dass sie uns zur Zusammenarbeit und Verständigung treiben. Was passiert, wenn die letzte Erlebnisgeneration nicht mehr da ist?

Das sind spannende Themen, meine sehr geehrten Damen und Herren, und damit möchte ich auch





zum Schluss kommen. Wir sollten aber darüber  
ständig nachdenken und miteinander diskutieren.  
Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

\*\*\*





# Perspektiven für die Arbeit des Volksbundes







---

*Rolf Wernstedt*

---

Meine Damen und Herren! Das ist eine verteuftelt schwere Aufgabe, auf die ich mich auf Bitten von Karl Starzacher eingelassen habe. Bevor ich anfangen möchte, möchte ich eine Vorbemerkung machen, damit Sie wissen, aus welchen Grundätzen ich denke.

Erstens: Wir haben es beim Volksbund mit einer völkerrechtlichen Vereinbarung für Kriegsgräber zu tun, die auf Dauer zu bestehen haben und die mit Bundesrecht, Gräbergesetz und zwischenstaatlichen Abkommen jeweils abgesichert ist. Das ist heute noch nicht gesagt worden, heißt aber – unabhängig von dem, was wir sonst denken und tun –, die Gräber müssen erhalten werden. Punkt, Schluss! Darüber gibt es keine Diskussion.

Zweitens: Das bedeutet, wir haben es im Ausland mit mehr als 830 großen Grablagen zu tun. Wir haben es im Inland mit 14.000 Kriegsgräberstätten zu tun, die in der Regel in der Trägerschaft von Kirchen und Gemeinden sind. Und wir haben es noch zu tun mit Gräbern, um die wir uns nicht wesentlich gekümmert haben, nämlich die der etwa 1 Million deutschen Kriegsgefangenen, die irgendwo zwischen der damaligen deutschen Front und dem Stillen Ozean liegen. Auch das ist noch nicht klar. Drittens: Ich spreche nicht gerne von der Erinne-

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

145





rungskultur, weder in Deutschland noch in Europa, weil ich glaube, je differenzierter man argumentiert, desto mehr Erinnerungskulturen findet man. Nach meiner Auffassung lautet die Frage: Was bedeutet sozusagen unsere Vorstellung von Zukunft bezogen auf die jeweils überlieferte Erinnerungsarbeit?

Ich habe mir gedacht, ich nenne Ihnen jeweils vier Punkte aus den drei kurzen Referaten, die wir heute Morgen als Grundsatzreferate gehört haben, und ich schließe daran acht Folgerungen an, die mir als Fragestellungen für den Volksbund wichtig erscheinen.

Erster Punkt: Herr Welzer, ich glaube, wir müssen weiterhin darüber nachdenken und dürfen die Aussage nicht vergessen: Die Erinnerung hat es im Kern mit der Gegenwart, mit unserer jeweiligen Gegenwart und unserer Vorstellung von Zukunft zu tun. Wir dürfen uns – wenn wir von Erinnerung reden – nicht darüber täuschen, worüber wir reden.

Zweiter Punkt: Es ist eine wichtige Beobachtung zu sagen, dass es in Deutschland, erst in der alten Bundesrepublik und dann im gesamten Deutschland, eine Durchsetzungsgeschichte einer bestimmten Auffassung gibt, zumindest was den Zweiten Weltkrieg und seinen Charakter angeht. Der Deutsche Bundestag hat sich vor 13 Jahren bereits da-





rauf verständigt, den Zweiten Weltkrieg als einen deutschen Angriffs- und Vernichtungskrieg zu charakterisieren, verantwortet vom deutschen Nationalsozialismus. Diese Formulierung findet sich inzwischen bei allen Bundestagsfraktionen. Darauf haben sie sich verständigt. Und das ist auch heute in der Wissenschaft und an anderen Stellen weiterhin unbestritten. Das bedeutet noch nicht, dass dies in der Bevölkerung auch so diskutiert und gesehen wird, sondern die Durchsetzung heißt nur, dass sich daran anknüpfend die öffentliche Kommunikation über Erinnerungskultur entlang rankt. Das wird nicht nur beim Volkstrauertag, sondern gleichzeitig auch bei dem nationalen Gedenktag am 27. Januar als Holocaustgedenktag deutlich.

Dritter Punkt: Die dritte Bemerkung von Herrn Welzer, die wir zur Kenntnis nehmen müssen, ist die Aussage, dass es eine kalte und eine heiße Erinnerung gibt. Kalte Erinnerung ist eine Chance. Wenn nämlich niemand mehr unmittelbar betroffen ist, heißt das, wir haben die Chance der Historisierung und der Entemotionalisierung aber damit gleichzeitig auch eine erhöhte Verantwortung für das, was wir sagen.

Vierter Punkt: Man versteht den Weltkrieg – auch die anderen Kriege – nur dann, wenn man an den Anfang und nicht nur an das Ende geht. Das Ende ist das Kriegsgrab, das ist sozusagen unsere Ar-





beitsgrundlage. Aber verstehen kann man das Grab nur, wenn man den Anfang mit bedenkt und die Rekonstruktion des Gewaltprozesses mit im Auge behält.

Das waren, neben einigen anderen, ein paar besonders bemerkenswert Gedanken, die ich zu Herrn Welzer notiert habe.

Herr Berg hat nach meinem Eindruck einige sehr markante, sicherlich auch strittige Punkte gesagt. Für mich ist wichtig gewesen:

Erstens: Ist der Tote von damals anders zu bewerten als der Tote von heute. Er hat damit eine Frage aufgeworfen, mit der der Volksbund und die deutsche Gesellschaft seit einigen Jahren konfrontiert ist. Und wir dürfen uns in der Debatte, auch in der didaktischen Debatte, der Frage nicht entziehen: Was bedeutet es in der moralischen und in der Trauer- und Gedenkarbeit, an Soldaten zu denken – auch an deutsche und auch an andere Opfer –, die in einem verbrecherischen Angriffskrieg, einem Vernichtungskrieg mitgewirkt haben, sei es freiwillig oder unfreiwillig, unschuldig oder mitschuldig, täterhaft oder gar nicht schuldhaft verstrickt? Was bedeutet das gegenüber dem Tod von Soldaten – ich rede nicht von dem individuellen Tod, der immer zu beklagen ist –, die im Namen einer demokratisch gewählten Volksvertretung, dem Parla-





ment, ihr Leben gelassen haben? Das ist eine strukturell andere Debatte über Sinn und Unsinn von Tod im Krieg.

Zweitens: Ich weiß nicht, ob die Debatte um das Ehrenmal, wir haben es in diesem Zusammenhang auch immer mit Denkmälern zu tun, sehr sinnvoll war. Im Volksbund waren wir nicht sehr glücklich mit der jetzigen Lösung. Das ist mehr ein Betriebsehrenmal für die Leute der Bundeswehr und nicht alleine für diejenigen, die auch noch im Auslandseinsatz z. B. als medizinisches oder technisches Personal dort waren.

Drittens: Ich glaube nicht, dass die Innere Führung danach gesucht hat, an welche Traditionen man wirklich anknüpfen kann, sondern eher, was an demokratischer und vielleicht auch ethischer Substanz in der deutschen Militärgeschichte zu finden ist. Die Frage der ethischen Substanz in der Generalität der Wehrmacht ist ja bis heute nicht wirklich aufgearbeitet worden.

Viertens: Die Integration der Nationalen Volksarmee ist nicht nur als gelungene organisatorische Integration interessant, sondern: Wie hat man denn eigentlich mit den Leuten gearbeitet, die unter einem ganz anderen Regime, unter Vorzeichen eines fortschreitenden Sozialismus, gedacht und gelernt haben? Was haben die, bezogen auf die Bundesre-

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

149





publik, wirklich gelernt? Da kann man ja auch Lernprozesse bekommen.

Herr Düringer hat sich in seinen Bemerkungen bewusst auf die theologische Perspektive unserer Arbeit bezogen. Ich habe ihm in der Mittagspause schon erzählt, dass seine Aussage, dass man Erinnerung eigentlich immer auch als Gegenwart empfinden muss und dass der Spruch, das Geheimnis der Erlösung heißt Erinnerung, bei mir eine Erfahrung in Erinnerung gerufen hat, die ich beim Anhören der Rede des israelischen Staatspräsidenten Weizmann gemacht habe. Ich meine, es war 1996 oder 1997 im Deutschen Bundestag. Weizmann hat den Abgeordneten damals gesagt: „Meine Damen und Herren, wenn Sie mit Juden reden, dann reden Sie nicht nur mit dem, der vor Ihnen sitzt, sondern an unserem Tisch sitzen immer 200 Generationen, und zwar nicht nur als Erinnerung, sondern auch als Gegenwart. Die sind immer da.“

Die Frage des Volksbundes nach dem dauernden Ruherecht ist ja eine Frage, die aus der jüdischen Tradition kommt. Jüdische Gräber dürfen nicht angetastet werden. Und dazu kommen dann diejenigen, die wir vom Volksbund bearbeiten.

Zweitens: Ich finde es sehr gut, dass die Bemühungen des Volksbundes, Namen zu nennen, die Identität der Soldaten nach Möglichkeit festzustellen,





einer unserer ganz wichtigen – auch in den theologischen Raum hineinreichenden – Vorgänge ist und im Übrigen auch eine unglaublich tröstende Funktion hat, bezogen auf die Gräber der russischen Kriegsgefangenen, deren Namen wir inzwischen ja auch herausfinden können.

Drittens: Wenn man über Namen redet und wenn man über Betroffenheit redet – Betroffenheit schafft noch keine Erkenntnis, sondern schafft die Möglichkeit für Erkenntnis –, dann sollte man mal über Ysselsteyn gehen. Der deutsche Friedhof in Ysselsteyn mit über 40.000 Einzelgräbern und Einzelkreuzen macht einen so starken Eindruck auf jeden Besucher, gleich ob Kind, ob Jugendlicher oder Erwachsener, dass man dort nicht gleich anfangen kann zu reden. Man muss die Leute, mit denen man dorthin fährt, sozusagen erst mal freilassen, sie erst mal eine halbe oder eine Stunde dort rübergehen lassen und sich dann wieder mit ihnen treffen. Keiner von ihnen kommt nach einer Stunde zurück, so wie er losgegangen ist, weil er angefangen hat zu debattieren und zu fragen: Wie alt ist der gewesen, was ist hier passiert, warum so viele usw.? Das ist schon ein Punkt, der belegt, dass Betroffenheit noch keine Erkenntnis ist.

Viertens: Was bedeuten eigentlich Gräber und wie lange bedeuten sie das wirklich? Ich weiß nicht, ob Sie sich daran erinnern: Vor einigen Jahren hat man





in Villmar an der Stadtmauer Gebeine gefunden. Man hat zunächst daran gedacht, dass sie nur aus dem Zweiten Weltkrieg stammen können. An den Resten der Uniformen konnte man aber feststellen, dass es sich um Tote aus dem napoleonischen Feldzug von 1812 gehandelt hat. Kann man sich mit so etwas noch identifizieren oder nicht? Wann historisiert sich unsere Erinnerung und die unserer Kinder, Enkel und Urenkel mit dem, was 1933 bis 1945 passiert ist.

Ich möchte acht Punkte nennen, die mir sehr wichtig erscheinen für die weitere Arbeit des Volksbundes.

I. Der Volksbund muss sich weiterhin dem Thema Einheit oder Unterschied in der europäischen Erinnerungskultur stellen. Nach dem, was wir alles diskutiert haben, kann das nicht eine einheitliche europäische Kultur bedeuten, sondern kann nur eine Einheit im Unterschied oder eine Einheit in der Vielheit sein, um einmal den ökumenischen Begriff zu nutzen. Anders wird es nicht gehen, weil man sonst wiederum Aggressionen wecken würde. Das Beispiel von Herrn Ruchniewicz über Polen zeigt das ja schon; und das Gleiche könnte man über das Baltikum sagen. Die Erinnerung an die sowjetische Besatzung und die Verfolgung sowohl polnischer als auch litauischer, lettischer, estnischer und teilweise auch ukrainischer Bürger durch die







Sowjetunion ist teilweise mindestens genauso präsent, wie das, was die Deutschen dort angerichtet haben. Wahrscheinlich hat dieser Punkt in Osteuropa sowieso einen anderen Stellenwert als wir uns das vorstellen können.

Mit Frankreich, Herr Nothelfer, bin ich mir auch im Zweifel. Wir haben einmal darüber diskutiert, ob man die Tat des verantwortlichen SS-Führers Diekmann, der Oradour zu verantworten hat und der mit den Gefallenen seiner Einheit in La Cambe auf dem deutschen Soldatenfriedhof liegt, nicht mit einer Geschichts- und Erinnerungstafel als ein besonders grässliches Verbrechen markieren soll. Herr Führer hat mich damals darauf hingewiesen, das sei schon einmal diskutiert aber von den französischen Veteranenverbänden abgelehnt worden, weil in der Einheit von Diekmann Elsässer waren. Und Franzosen können Franzosen so etwas nicht angetan haben. Über das, was einheitliche Kultur sein kann, ist noch sehr viel zu diskutieren. In Costermano haben wir eine ähnliche Situation.

II. Ich glaube, die Aussagen von Herrn Welzer, dass man die Entstehung und die Rekonstruktion der Gewalt als Prozess in allen didaktischen Bemühungen im Auge behalten muss, kann man biografisch oder historisch machen. Aber es ist jedenfalls die Stelle, an der vielleicht auch junge Leute herangeführt werden können an ihr eigenes Leben. In-

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

153





sofern ist das Grab das Ende aber nicht der Anlass der Gewalt.

III. Die Frage der Ehrenmale und der Rituale sollten wir im Volksbund noch einmal neu diskutieren. Ich halte sehr viel von Ritualen, weil sie irgendwo auch Halt geben. Das weiß jeder, der Gottesdienste besucht. Und wenn in der eigenen Kirche der Gottesdienst und die Gebete plötzlich anders lauten, ist man schon irgendwie irritiert. Das heißt ja nicht, dass man nicht auch eine ordentliche Predigt mit unterschiedlichen Tendenzen hören mag. Gleichwohl ist der Hinweis darauf, dass Rituale langweilig sein können, natürlich völlig richtig. Aber der Hinweis darauf, dass vielleicht eine Parlamentsarmee auch andere Rituale erfordert, als dies früher bei einer sozusagen militaristischen Armee war, mag genügen.

IV. In Deutschland haben wir, so glaube ich, einen Zwiespalt der Erinnerung. Frau Popp hat gleich zu Anfang darauf hingewiesen. Ich bin in den Fünfzigerjahren in der DDR zur Schule gegangen. Dort war, unabhängig vom indoktrinativen Charakter des Unterrichts, der Weltkrieg als Weltkrieg das Wichtige und die Verfolgung der Juden war sozusagen ein Unterpunkt des Weltkrieges. Im Laufe meines Studiums im Westen habe ich dann gelernt, dass man die moralische Gewichtung dieses Themas anders setzen muss. Auf der anderen Seite dür-





fen wir nicht vergessen, dass – wenn wir mit Russen reden – wir mit einem Volk sprechen, welches in der Gestalt der Sowjetunion von mindestens 24 bis 26 Millionen Toten ausgeht. Holocaust muss also in einem Gesamtzusammenhang gesehen werden und ist als reale Tat so auch erst möglich geworden. Das dürfen wir nicht vergessen. In den Zusammenhang gehört auch, dass wir über Täter und Opfer und ihre Ambivalenz noch einmal neu nachdenken.

Eine der eindrucksvollsten Geschichten, die ich in den langen Jahren, in denen ich beim Volksbund tätig bin, gehört habe, hat mir Herr Kowalke, unser Chefausgräber aus Brandenburg, erzählt. Er sagte mir, als er an den Seelower Höhen nach Knochen gesucht und welche gefunden hat, sei ein Leutnant zu ihm gekommen und hätte ihm gesagt, dass er an dem Tag, als der Angriff der Roten Armee begann, vorne in der ersten Reihe mit seinen Soldaten gedient hätte. Nach dem Ende des Artilleriefeuers seien – untergehakt – besoffene russische Soldaten ohne Gewehre auf die Linie der Deutschen gekommen. Daraufhin hätten seine Leute ihn gefragt, ob sie wirklich auf die schießen sollen. Und er habe geantwortet, nein, das befehle ich euch nicht, aber weglaufen dürft ihr auch nicht. Was dann geschah, ist völlig klar. Die haben zuerst die Russen erschossen und sind dann in Massen selbst umgekommen. Wer will einen solchen Sachverhalt denn

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

155





moralisch beurteilen? Waren diese Soldaten Täter? Waren sie Opfer? Diese Geschichte macht das weltzersche Diktum ja so deutlich. Wenn man in einer solchen Situation ist, dann sind moralisierende Diskussionen eigentlich völlig überflüssig. Man muss zu Beginn eines solchen Prozesses ansetzen, um zu verhindern, dass Menschen jemals in solche Situationen geraten.

V. Ich glaube, dass es richtig ist, dass wir die Aktualisierungsmöglichkeiten heutiger deutscher gefallener Soldaten doch ernsthafter nehmen und auch im Volksbund mit den aktiven Politikern noch diskutieren. Für die Dramatik, Soldaten in einen Krieg zu schicken, auch wenn er nur kriegerischer Einsatz heißt, wäre es hilfreich, wenn die Abgeordneten, die sie in diese Auseinandersetzung schicken, im Notfall – sofern die Angehörigen es wollen – auch an den Gräbern reden müssen. Das ist etwas anderes, als wenn man nur die Hand hebt für eine Sache, die man nie in Augenschein nimmt.

VI. Die multikulturelle Realität in den entsprechenden didaktischen Bemühungen haben wir im Volksbund bisher so wahrgenommen, dass wir internationale workings gemacht haben mit den betroffenen Ländern, also Russen, Weißrussen und Polen und andere, die im Zweiten Weltkrieg gegeneinander standen. Ich glaube, dass das, was wir heute hier diskutiert haben und das, was dabei he-





rausgekommen ist, ist, dass wir die multikulturelle Realität in der einzelnen Klasse tiefer realisieren müssen. Uns muss bewusst sein, dass wir, wenn wir über Völkermord reden, dann bei den Türken wahrscheinlich auch nicht darum herumkommen, über Armenien zu reden. Warum nicht? Und dass man mit Anstand darüber reden kann, dass eine Nation auch selber schuldig werden kann.

VII. Ich glaube, dass wir für die innerdeutsche Debatte, auch für die Bildungsarbeit, noch ein größeres Augenmerk auf die 14.000 Gräblagen im Lande legen müssen: Darauf, wo deutsche Soldaten liegen, die im Westen und vor allem im Osten, vor Berlin und um Berlin gekämpft haben, auf Gefangene oder Lazarettgefangene, auf Zwangsarbeitergräber, auf Babygräber polnischer Kriegsgefangener und Zwangsarbeiterinnen, auf Vertriebene und auf viele andere Dinge mehr. Da gibt es noch viel nachzuholen. Das ist ein Ort, wo man Heimatgeschichte ganz real mit dem verbinden kann, was uns heute hier bewegt hat.

VIII. Verschiedene Orte, an denen wir uns und unsere Arbeit vergegenwärtigen können, müssen wir beleuchten. Wer kommt dorthin, und wie müssen wir diese Orte gestalten? Ich denke, der Volksbund muss richtig Erklärungsarbeit leisten – Herr Landgraf-Dietz hatte darauf hingewiesen –, damit nicht nur die deutschen sondern auch die ausländischen





Besucher, sofern es um Friedhöfe im Ausland geht, dort zu arbeiten haben. Die Arbeit des Volksbundes ist selbst dann, wenn alle Friedhöfe fertig sind und nur noch materielle Pflegearbeiten zu leisten sind, noch lange nicht zu Ende. Es gibt noch viele offene Fragen, die zu klären sind, für eine Kultur – wie Frau Popp gesagt hat –, die in der Lage ist, sich aufeinander einzulassen. – Vielen Dank.

\*\*\*





---

*Karl Starzacher*

---

Meine Damen und Herren, damit sind wir am Ende dieses Symposiums angekommen. Ich möchte zum Abschluss noch einmal allen, die daran mitgewirkt haben, sehr herzlich danken. Ich weiß nicht, wie es Ihnen ergangen ist. Es gibt Konzerte, das sehnt man sich schon nach der Hälfte das Ende herbei und denkt, jetzt ist es genug. Und es gibt andere, bei denen man denkt, da könnte man noch eine Weile zuhören. Aber ich denke, das Programm war in sich ausgewogen und ich finde es schön, dass wir gut in der Zeit geblieben sind.

Mein ganz besonderer Dank gilt den Referentinnen und Referenten, den Moderatoren und ganz besonders Herrn Prof. Rolf Wernstedt für seine Zusammenfassung. Er hatte nicht die Möglichkeit, zwischendurch mal auszuspannen, sondern musste den ganzen Tag sehr konzentriert der Diskussion folgen. Und ich denke, die acht Punkte, die er uns genannt hat, die aus der subjektiven Sicht des einen oder anderen vielleicht noch modifiziert und ergänzt werden können, sind eine gute Grundlage für die weitere Diskussion. Wir werden uns bemühen, die heutige Diskussion möglichst bald zu dokumentieren. Wir werden die einzelnen Redebeiträge den Rednerinnen und Rednern, auch den Diskutantinnen und Diskutanten unter Ihnen zuleiten,

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

159





damit wir das alsbald publizieren können. Ich denke, dieses Werk ist dann eine gute Grundlage für die weitere Diskussion.

Als ich heute Morgen gekommen bin, habe ich mit Herrn von Unruh gesprochen. Er ist schon lange im Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge aktiv und kommt aus dem Landesverband Rheinland-Pfalz. Er hat mir berichtet und mich gefragt, ob ich mich noch daran erinnern könne, dass er vor vielen Jahren schon einmal eine Kommission geleitet habe, die sich auch mit solchen Frage befasst hätte. Eigentlich ist diese Diskussion schon in allen Landesverbänden in sehr unterschiedlichen Konstellationen geführt worden. Aber ich denke, die drei Foren, die wir für heute vorbereitet hatten, bieten insgesamt eine gute Grundlage, um diese Diskussion dann im Volksbund in seiner Gesamtheit strukturiert weiterzuführen.

Das war auch – Herr Führer – die Chance, die Sie uns mit Ihrer Entscheidung gegeben haben, den diesjährigen Bundesvertretertag morgen in Wiesbaden stattfinden zu lassen. So konnten wir einen Tag vorher dieses Symposium veranstalten und hatten damit die große Chance, den Bundesvorstand, die Mitglieder des Präsidiums und viele Delegierte dabei zu haben, um gemeinsam diese Diskussion zu führen. Entschuldigen Sie, wenn ich das so sage: Die Rechnung ist aufgegangen. – Ich danke Ihnen







sehr herzlich und wünsche Ihnen noch einen schönen Abend und einen guten Nachhauseweg. Vielen Dank.

\*\*\*





## Autorinnen und Autoren sowie Moderatoren





---

*Matthias Arning (Moderator)*

---

geb. 1963, Dr. phil., Studium der Politikwissenschaften in Frankfurt und Berlin, ab 1986 Redakteur der Frankfurter Rundschau, seit 2007 Leiter der Stadtreaktion, ab Ende 2010 Grundsatzreferent und Sprecher der Oberbürgermeisterin der Stadt Frankfurt am Main.

---

*Martin Berg*

---

Oberstleutnant der Bundeswehr; Mitglied des Bundesvorstandes des Deutschen Bundeswehrverbandes, dort zuständig für Fragen der Mitbestimmung; Staboffizier mit der Befähigung zum Richteramt. Dienstlich zuletzt als Grundsatzreferent für Arbeitssicherheitsrecht im Bundesministerium der Verteidigung tätig. Seit Ende 2001 ist er 1. stellvertretender Vorsitzender des Hauptpersonalrats beim BMVg.

---

*Werner D'Inka (Moderator)*

---

geb. 1954, Prof., Studium der Publizistik, Politik und Geschichte in Mainz und Berlin, 1986-1991 Redakteur bei der Frankfurter Allgemeinen Zeitung, ab 1991 Chef vom Dienst, ab 2005 Sitz im Herausbergremium; Lehraufträge an der Uni-

*Was kümmert uns der Krieg von gestern?*

163





versität Gießen, seit 2005 Präsident des Frankfurter Presseclubs

---

*Hermann Düringer*

---

geb. 1947, Dr. theol., studierte Theologie und Philosophie in Frankfurt/Main und Heidelberg; Pfarrer der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, seit 2000 Direktor der Evangelischen Akademie Arnoldshain. Seine Arbeitsschwerpunkte liegen in der Friedens- und Sicherheitspolitik, Kirche und Staat, Theologie sowie Zeitgeschichte und Kultur.

Veröffentlichungen u.a.: Hrsg. gemeinsam mit Sabine Mannitz, Karl Starzacher: *Möglichkeiten und Grenzen kollektiver Erinnerung: Ambivalenz und Bedeutung des Kriegsoffer-Gedenkens* (Arnoldshainer Texte 140), Frankfurt a.M. (2007); gemeinsam mit Hartmut Schmidt: *Kirche und ihr Umgang mit Christen jüdischer Herkunft während der NS-Zeit – dem Vergessen ein Ende machen* (Arnoldshainer Texte 130), Frankfurt a.M. (2004); gemeinsam mit Martin Stöhr: *Martin Niemöller im Kalten Krieg. Die Arbeit für Frieden und Gerechtigkeit damals und heute* (Arnoldshainer Texte 115), Frankfurt a.M. (2001).





---

*Reinhard Führer*

---

geb. 1945, schloss sein Studium als Technischer Betriebswirt ab; seit 2002 Präsident des Volksbund Deutsche Kriegsgräber Fürsorge e.V. 1975 wurde er erstmals für die CDU in das Berliner Abgeordnetenhaus gewählt, von 1999 bis 2001 war er Präsident des Berliner Landesparlaments.

---

*Dietrich Daniel Gaede*

---

geb. 1956, Dipl. Pol.; verantwortlicher Leiter der Gedenkpädagogischen Abteilung der Stiftung Gedenkstätten Buchenwald und Mittelbau Dora, sowie Mitglied im Vorstand der Martin-Niemöller-Stiftung. Seine Forschungsschwerpunkte zur NS-Zeit sind Antisemitismus und Rassismus; vor allem beschäftigt er sich mit der gedenkpädagogischen Aufarbeitung des Holocausts.

---

*Norbert Kartmann*

---

geb. 1949; Lehramtsstudium an der Universität Gießen der Fächer evangelische Theologie und Physik; seit 2003 Präsident des Hessischen Landtages. Bis 1987 Lehrer für Haupt- und Realschule, danach Mitglied des Hessischen Landtages für die CDU.






---

*Monica Kingreen*

---

Dipl. Päd., seit 2003 Mitarbeiterin des Fritz-Bauer-Instituts zur Erforschung der Geschichte und Wirkung des Holocaust in Frankfurt/Main. Lehrerin für Grundschule, Haupt- und Realschule sowie Lehrbeauftragte am Seminar für die Didaktik der Geschichte der Goethe-Universität Frankfurt/Main. Ihr Forschungsschwerpunkt ist vor allem die jüdische Lokal- und Regionalgeschichte Hessens vor 1933 und in der NS-Zeit. Sie arbeitet in Initiativen der Spurensuche zum jüdischen Leben in Hessen und unterstützt Recherchen zu den Schicksalen jüdischer Familien „vor Ort“.

Publikationen u.a.: *Der Auschwitz-Prozess 1963–1965. Geschichte, Bedeutung und Wirkung* (mit CD „Auschwitz-Überlebende sagen aus“), Pädagogische Materialien des Fritz-Bauer-Instituts Nr. 8, Frankfurt/Main (2004); ‚Verfolgung und Rettung in Frankfurt und in der Rhein-Main-Region‘, in: Beate Kosmala, Claudia Schoppmann (Hrsg.), *Solidarität und Hilfe für Juden während der NS-Zeit, Bd. 5: Überleben im Untergrund. Hilfe für Juden in Deutschland 1941–1945*, Berlin (2002).

---

*Astrid Messerschmidt*

---

geb. 1965, Dr. phil., seit 2009 Professorin für Interkulturelle Pädagogik und Lebenslange Bildung





am Institut für Bildungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe. Studium der Religionspädagogik, Pädagogik, Politikwissenschaft und Germanistik an der TU Darmstadt. Sie ist Mitglied des Fritz-Bauer-Instituts zur Erforschung der Geschichte und Wirkung des Holocaust. Ihre Forschungsschwerpunkte sind migrationsgesellschaftliche und interkulturelle Bildung, Pädagogischer Umgang mit Verschiedenheit und Diskriminierung, Zeitgeschichtliche Bildung in den Nachwirkungen des Nationalsozialismus Kritische Bildungstheorie und Geschlechterreflektierende Pädagogik. Publikationen u.a.: ‚Zwischen Distanzierung und Reflexion: Generationen- und Geschlechterverhältnisse in der Gedenkstättenarbeit mit Bundeswehrangehörigen‘, in: Oliver von Wrochem/Peter Koch (Hrsg.): Gedenkstätten des NS-Unrechts und Bundeswehr Bestandsaufnahme und Perspektiven, Paderborn (2010); ‚Erinnerungsarbeit in der Einwanderungsgesellschaft – zum pädagogischen Umgang mit den Nachwirkungen des Holocaust‘, in: Arbeitskreis Kirche und Israel (Hrsg.): *Welt aus den Fugen – Versuche des Erinnerns – nicht nur am 9. November*, Darmstadt (2008); ‚Postkoloniale Erinnerungsprozesse in einer postnationalsozialistischen Gesellschaft. Zum Umgang mit Rassismus und Antisemitismus‘, in: *Peripherie – Zeitschrift für Politik und Ökonomie in der Dritten Welt*, 28. Jg., Heft 109/110/2008.





---

*Falk Pingel*

---

Dr. phil, Promotion und Lehre (1976-83 und 1997-2000) an der Universität Bielefeld; er war ab 1983 wissenschaftlicher Mitarbeiter und von 1993 bis 2009 stellvertretender Direktor des Georg-Eckert-Instituts für Internationale Schulbuchforschung in Braunschweig. Sein Forschungsinteresse gilt vor allem der deutschen und europäischen Zeitgeschichte, der NS-Zeit, und den Inhalten und Methoden des internationalen Schulbuchvergleichs. Gutachter für Curriculums- und Schulbuchkommissionen von Ministerien, internationalen Organisationen wie der UNESCO und OSZE tätig sowie für NGOs im In- und Ausland. Er ist Mitglied im Beirat des Projekts „Zwangsarbeit 1939-1949. Erinnerungen und Geschichte. Ein digitales Archiv für Bildung und Wissenschaft“, das von der FU Berlin und der Stiftung des Deutschen Historischen Museums gefördert wird, außerdem Sprecher des Beirats des österreichischen Projektes des Bundesministeriums für Unterricht, Kunst und Kultur für Lehrende an österreichischen Schulen: „Nationalsozialismus und Holocaust: Gedächtnis und Gegenwart“.

Veröffentlichungen u.a.: Hrsg. (zus. mit Ruth Firer/Sami Adwan): *The Israeli-Palestinian Conflict in History and Civics Textbooks of Both Nations*, Hannover (2004); Hrsg. (zus. mit Eduard Fuchs u.a.): *Holocaust und Nationalsozialismus*, Wien







(2002); ‚Individuelle Leidenswege und kollektive Nationalgeschichte. Nachwirkungen nationalsozialistischer Verfolgung in unterschiedlichen sozialen und politischen Kontexten‘, in: H. Stoffels (Hrsg.): *Terrorlandschaften der Seele. Beiträge zur Theorie und Therapie von Extremtraumatisierungen*, Regensburg (1994).

---

*Susanne Popp*

---

geb. 1955, Dr. phil., seit 2006 Professorin für Didaktik der Geschichte an der Universität Augsburg. Sie studierte Deutsch, Geschichte und Sozialkunde in Regensburg und promovierte an der Universität Passau. Mitglied des Vorstandes der Internationalen Gesellschaft für Geschichtsdidaktik. Ihre Forschungsschwerpunkte sind unter anderem die Integration von welt- und globalgeschichtlichen sowie europäischen Perspektiven in den nationalen Geschichtsunterricht und Identität und Konflikt: Nationale Debatten über Schulbücher.

Veröffentlichungen u.a.: ‚National Textbook Controversies in a Globalizing World‘, in: International Society for History Didactics (Hrsg.): *Yearbook 2008/09. History Teaching in the Crossfire of Political Interests*, Schwalbach/Ts. 29/30 (2009); ‚Geschichtsvermittlung und gesellschaftspolitischer Wandel. Leitkonzeptionen der jüngeren deutschen Geschichtsdidaktik: Multiperspektivität, Kontro-





versität, Perspektivenwechsel', in: Günther, Christiane u.a. (Hrsg.): *Geschichte und Identität III: Geschichtsvermittlung in Usbekistan und Deutschland*, Taschkent (2008); ‚Anmerkungen zur Darstellung von Opfergruppen des Nationalsozialismus in aktuellen Schulbüchern für den Geschichtsunterricht‘, in: Fritz, Gerhardt (Hrsg.): *Landesgeschichte und Geschichtsdidaktik. Festschrift für Rainer Jooß*, Schwäbisch Gmünd, Pädagogische Hochschule (2004).

---

*Krzysztof Ruchniewicz*

---

geb 1967, Dr. phil., Prof. an der Universität Wrocław und Direktor des Willy-Brandt Zentrums für Deutschland- und Europastudien und Leiter des Lehrstuhls für Geschichte an der Universität in Breslau. Studium der Geschichte und Osteuropäische Geschichte an der Universität Breslau, der Universität des Saarlandes und der Phillips-Universität in Marburg. Seine Forschungsschwerpunkte sind die Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, die deutsch-polnischen Beziehungen nach 1945, Probleme der europäischen Integration im 20. Jahrhundert, Erinnerungskultur sowie die internationale Lehrbuchforschung.

Publikationen u.a.: *Geschichte verstehen – Zukunft gestalten. Deutsch-polnische Beziehungen in den Jahren 1933-1949, Hilfreiches Material zur Ge-*





*schichte*, Red.: Kinga Hartmann, Ausg. 1, (mit Malgorzata Ruchniewicz, Tobias Weger, Kazimierz Wóycicki), Wrocław-Dresden (2007); Die historische Erinnerung in Polen, Bundeszentrale für politische Bildung (2005); Hrsg. (zus. mit Enno Meyer): *Polen und die Polen. Aus der Forschung über die Anfänge der gemeinsamen deutsch-polnischen Schulbuchkommission*, Wrocław/Breslau (1994).

---

*Meinhard Schmidt-Degenhard*

---

geb. 1956, Studium der Philosophie, Psychologie, Theologie und Soziologie, Redaktionschef im Kulturreport des Hessischen Rundfunks, seit 1986 Moderator der Sendung „Horizonte“ im Hessischen Rundfunk

---

*Karl Starzacher*

---

geb. 1945; Rechtsanwalt; Staatsminister a. D.; Vorsitzender des Landesverbandes Hessen im Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. seit 1994. 1978 wurde er erstmals für die SPD in den Hessischen Landtag gewählt, von 1995 bis 1999 war er Hessischer Staatsminister der Finanzen.






---

### *Harald Welzer*

---

geb. 1958; Dr. phil., Prof. für Sozialpsychologie an der Universität Witten-Herdecke seit 2001 und seit 2007 Mitglied des Vorstands des Kulturwissenschaftlichen Instituts der Universität Essen. Seit 2004 ist er zudem Direktor des Center for Interdisciplinary Memory Research an der Universität Essen. Die Schwerpunkte seiner Forschung und Lehre sind Erinnerung, Gruppengewalt und kulturwissenschaftliche Klimafolgenforschung. Publikationen u.a.: ‚Vom Zeit- zum Zukunftszeugen‘, in Norbert Frei, Martin Sabrow (Hrsg.). *Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945*, Göttingen (2010); ‚Family Memories in Europe‘, in: Muriel Blaive, Christian Gerbel, Thomas Lindenberger (Hrsg.), *Clashes in European Memory. The Case of Communist Repression and the Holocaust*, Innsbruck: (2009); Mit Moller, Sabine; Tschuggnall, Karoline: *„Opa war kein Nazi!“ Nationalsozialismus und Holocaust im Familiengedächtnis*, Frankfurt am Main (2002); *Verweilen beim Grauen. Essays zum wissenschaftlichen Umgang mit dem Holocaust*, Tübingen (1997).

---

### *Rolf Wernstedt*

---

geb. 1940, Honorarprofessor an der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Universität Hannover; Studium der





Geschichte, Philosophie und lateinischen Philologie in Göttingen und Heidelberg. Vorsitzender des wissenschaftlichen Beirats des Volksbundes Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.; lehrte sowohl an der Hochschule Niedersachsen in Braunschweig als auch bis heute an der Universität Hannover Politische Wissenschaften und ihre Didaktik. Von 1974 bis 2003 war er Mitglied des Niedersächsischen Landtages; er ist ehemaliger Präsident der Kultusministerkonferenz und war von 1998 bis 2003 Präsident des Niedersächsischen Landtages. Veröffentlichungen u.a.: *Deutsche Erinnerungskulturen seit 1945 und der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V.*, hrsg. vom Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V., Volksbund Forum, Berlin (2010); *Politische Identität und Geschichte: Nachdenken über unsere Zeit*, hrsg. von Heinz Thörmer, Hannover (2003); *Deutschland und Polen – eine schwierige Nachbarschaft*: Vortrag aus Anlass des 20-jährigen Bestehens der Deutsch-Polnischen Gesellschaft Hannover e.V. am 24. April 1999 im Alten Rathaus Hannover.





## **Bisher erschienen:**

---

- Band 1: „Darf der Rote Baron wieder Held sein?“  
Politisch-wissenschaftliches Kolloquium in  
der Jerusalemkirche, Berlin, 16. Oktober  
2008; Kassel 2008.
- 
- Band 2: Rolf Wernstedt: Deutsche Erinnerungskul-  
turen seit 1945 und der Volksbund Deutsche  
Kriegsgräberfürsorge e. V.; Kassel 2009.
- 
- Band 3: Den Frieden gewinnen: Ansprachen zum  
Volkstrauertag 2009; Kassel 2009.
- 
- Band 4: Gemeinsam erinnern. Beiträge aus dem Work-  
shop „Gedenkkultur und Zukunftsperspekti-  
ven im Bereich der universitären Ausbildung“,  
Wolgograd, 25. Juni 2009; Kassel 2010.
- 
- Band 5: Vertrauen ist etwas Kostbares. Ansprachen  
zum Volkstrauertag 2010; Kassel 2011.
- 
- Band 6: Tätiges Erinnern. Ansprachen zum Volks-  
trauertag 2011; Kassel 2012.
- 
- Band 7: Zwischen Usedom und Uznam.  
Die Geschichte der deutsch-polnischen  
Grenze 1945-1951; Kassel 2012.
- 
- Band 8: Zur Konkurrenz der Erinnerungskulturen  
in Deutschland, Frankreich und Polen;  
Kassel 2012.





- Band 9: Frieden ist ein Privileg. Ansprachen zum Volkstrauertag 2012; Kassel 2013.
- 
- Band 10: Erinnern und Gedenken sind keine Momentaufgabe: Tagungsband des 1. Symposiums des Riga-Komitees in Magdeburg; Kassel 2013.
- 
- Band 11: Für die Zukunft Europas. Ansprachen zum Volkstrauertag 2013; Kassel 2014.
- 
- Band 12: Stehengebliebene Lebensuhren. Frankfurt am Main im Bombenkrieg; Kassel 2014.
- 
- Band 13: Frieden muss strukturell verankert sein. Landtag Baden-Württemberg: Gedenkveranstaltung 100 Jahre Erster Weltkrieg; Kassel 2014.
- 
- Band 14: Der Erste Weltkrieg – Zwischen nationalgeschichtlichem Paradigma, populärer Erinnerungskultur und europäischer Integration. Beiträge aus dem Symposium vom 7. bis 9. Mai 2014 in Berlin; Kassel 2014.
- 
- Band 15: „Können Feinde zusammen trauern?“ Reden zum Volkstrauertag 2014 und zum Beginn des Ersten Weltkrieges vor 100 Jahren; Kassel 2015.





# Impressum

## Herausgeber

Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V.

Werner-Hilpert-Straße 2, 34112 Kassel

Telefon: 0561-7009-0, Telefax: 0561-7009-221

E-Mail: [info@volksbund.de](mailto:info@volksbund.de)

Internet: [www.volksbund.de](http://www.volksbund.de)

## Spendenkonto

Bank: Commerzbank Kassel

IBAN: DE23 5204 0021 0322 2999 00

BIC: COBADEFFXXX

## Verantwortlich

Rainer Ruff, Generalsekretär

## Redaktion

Viola Krause, Landesgeschäftsführerin Hessen

## Gestaltung und Satz

René Strack

## Druck

Druckerei C. H. Beck, Nördlingen, 2015-2.5

## Titelbild

Brief eines deutschen Soldaten an seine Mutter

*(Foto: Viola Krause)*

---

## Gefördert durch

Lützowufer 1, 10785 Berlin

[www.GedenkenundFrieden.de](http://www.GedenkenundFrieden.de)

[info@GedenkenundFrieden.de](mailto:info@GedenkenundFrieden.de)

Tel. 0800 - 7777 - 001

Fax 0561 - 7009 - 221



**Stiftung  
Gedenken  
und  
Frieden**

